Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorbene oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29 Kaufingerstraße 29.

<36620218140016

Eine alte Schuld.

Roman

von

A. von der Elbe.

Dritter Band.

Berlin 1890.

Verlag von Otto Janke.

Eine alte Schuld.

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Eberhard von Bernsbach war auf seiner Reise in die Schweiz erst in Frankfurt vorgekehrt, um den Empfehlungsbrief seiner Mutter an die Generalin von der Hardt abzuholen und sich mit einem feinen Reise-Civil zu versehen. Mit den Sachen, die er auf dem Lande getragen, konnte er unmöglich in der Schweiz erscheinen.

Als er die Zeil hinabging, um den Einkauf zu besorgen, zog es ihn zu dem Juwelier, wo er die Veilchenbrochen erstanden hatte. Er redete sich ein, daß es doch anständig sei, wenn er das Schmuckstück, welches er sich für Fränzchen verschrieben, bezahle, als er aber im Laden stand, ließ er sich noch einmal den Kasten mit den Amethystveilchen vorlegen und

kaufte die schönste Broche, die er fand; mit einem Gefühl ganz eigener Befriedigung schob er das zierliche Etui in die Brusttasche.

Abends dampfte er ab, war früh morgens in Basel und fuhr gleich weiter über Bern nach Lausanne. Er hatte ein Billet bis Montreux und beabsichtigte erst zur Generalin, später einmal nach Genf zu fahren. Auf dem Bahnhof von Lausanne mußte er den Wagen verlassen, die Reisenden hatten in den eine Stunde später einlaufenden Genfer Zug einzusteigen.

Von einer sonderbaren Ungeduld erfüllt, wanderte Bernsbach auf dem Bahnhofe von Lausanne umher und blickte über Rebengelände und malerisch gelegene Terrassen mit Häuschen, auf den spiegelnden Genfer See. Das herrliche Bild fesselte ihn wohl, wie hätte er gleichgültig bleiben können? Allein es zog und stürmte doch noch etwas Anderes in seinem Gemüte.

Nach Westen hin, da wo sich der See bog und die Höhenzüge des Jura in duftig schimmernden Umrissen das Ufer begrenzten, lag Genf. Er konnte sich ebenso gut zuerst nach Rechts wie nach Links

wenden. Er empfand es plötzlich als eine äußerst peinliche Zumutung, sich auf Wunsch seiner Mutter bei ihrer alten Freundin angenehm zu machen, um seiner Braut gewisse Vorteile zuzuwenden. Wie er nur hatte darauf eingehen können? Jedenfalls lockte ihn garnichts, dieses Vorhaben auszuführen.

Aus der Ferne kam, jetzt bei Vevey anlaufend, ein Salondampfer herüber. Nach der Seestation Ouchy, unterhalb Lausanne, gingen Wagen ab.

Ein blitzartiger Gedanke durchzuckte den Harrenden, weshalb hier Zeit verlieren? Die Fahrt auf dem lockenden See mußte zehnmal schöner sein, als die im Coupé, er wollte seinem Drange folgen und erst nach Genf gehen. Was kam darauf an, wenn er Frau von der Hardt einen oder zwei Tage später aufsuchte?

Kaum gedacht, war der im Fluge geänderte Plan auch ausgeführt. Eberhard saß mit Handkoffer und Tasche im Wagen und rollte an das Ufer hinunter. Wenige Minuten später legte der prächtig Dampfer bei der Landungsbrücke von Ouchy an, und

der Lieutenant bestieg das nach Genf hinaus dampfende Schiff.

Wohl war der Tag herrlich, wohl lockten die Ufer in malerischer Schönheit, Eberhard sah alles, freute sich auch daran, aber ohne Sammlung, er fühlte es nicht in seinem Innern, das war von einem andern Bilde ausgefüllt.

Violette Ladouce! Wie würde er sie finden? Wer war sie? Auf welche Art war die Holdselige in jenes schmähliche Abenteuer verstrickt worden? Und welche Beweggründe hatten ihr jene Zeilen diktirt, jene wieder und wieder gelesenen, mit denen sie ihn rief? Hatte sie aus Liebe und Sehnsucht geschrieben?

Wenn sein Gedankengang so weit gelangte, hörte vor schwindelnder Glückseligkeit jede Klarheit auf, er war dann aufgelöst in Empfindung, versunken in sich, todt für die Außenwelt, wie konnte er in dieser Stimmung die Ufer des Genfer Sees bewundern? Wenn er dazwischen an Asta dachte, meinte er, sie würde es ihm gern erlauben, daß er ein wenig schwärme. Ihre Art war es freilich garnicht.

Daß Alles herrlich war, wie die Vorgärten des Paradieses, verstand sich von selbst, ging es doch zu ihr, o, Violette — Violette!

Als man näher an Genf herankam, bemächtigte sich der Reisenden eine gewisse Aufregung, der Montblanc war besonders deutlich zu sehen, die Feldstecher wurden hervorgezogen, Alles schaute und staunte. Fortgerissen von dem Eifer der Andern, beteiligte sich auch Bernsbach am Ausschauen. Neben ihm stand ein brünetter junger Mann, der erst eben in Coppet das Schiff bestiegen hatte, er bot Eberhard sein Glas und wußte über Alles, was man sah, Auskunft zu geben.

„Wir bewohnen einen Landsitz zwischen Coppet und Versoix," erklärte der Lebhafte, „und da ist es natürlich, daß ich die Honneurs unserer Umgegend machen kann."

Ein Wort gab das andere, der Schweizer war ein feiner, offener Mensch, jünger als Bernsbach, und jedenfalls aus gutem Hause. Die Anknüpfung war dem Lieutenant angenehm, da er sich über

mancherlei was ihn interessirte, unterrichten lassen konnte. Die Frage nach einer Familie Ladouce brannte ihm auf den Lippen, er vermochte sie jedoch nicht auszusprechen, wußte er doch ihre Adresse und würde ja selbst sehen.

Angesichts des herrlich sich aufbauenden Genf, über welches die purpurnen Lichter der scheidenden Sonne funkelten, tauschten die beiden jungen Reisegefährten ihre Karten aus, Eberhard las: „André Palvadeau.“

„Sie sollten heute Abend ins Theater gehen,“ riet, als sie schon auf der Landungsbrücke standen, der junge Schweizer, „eine vorzügliche Pariser Gesellschaft spielt, Scribes Glas Wasser wird gegeben, ich bin dazu herein gekommen. Es ist eine Naive dabei, eine Abigail, entzückend!“ er schlug die lebhaften, dunkeln Augen zum Himmel empor und küßte seine Fingerspitzen, dann lüftete er den Hut, man wünschte sich gegenseitig viel Vergnügen und ging auseinander.

Eberhard bestieg eine der vielen Droschken, die

am Quai du Montblanc hielten, und fuhr über die Rhonebrücke nach dem Hotel de la Métropole am Grand Quai, das ihm auf dem Schiffe und durch seinen Bädeker empfohlen war. Die Rue du Rhône zog sich dicht dahinter entlang, und diese Nachbarschaft hatte ihn wohl besonders zu der Wahl bestimmt.

Ein großes, mit aller Bequemlichkeit eingerichtetes Haus nahm ihn auf, und eifrige Kellner führten ihn in ein nach dem See gelegenes elegantes Zimmer. Er hielt sich hier nicht lange auf, die Ungeduld trieb ihn wieder hinaus. Er suchte Nr. 5 in der Rue du Rhône und schritt öfter, sehnsüchtige Blicke nach oben werfend, vorüber. Der Abend war aber schon zu weit vorgerückt, er konnte es nicht mehr wagen, der Familie Ladouce einen Besuch abzustatten. Mißmutig kehrte er nach dem Hotel zurück, da fiel ihm Monsieur Palvadeaus Vorschlag ein, ins Theater zu gehen. Er fragte den Portier, ob es denn wirklich der Mühe wert sei?

„Außerordentlich, mein Herr!“ lautete der Bescheid, „es giebt heute Abend eine vorzügliche Leistung

und gewiß ein ausverkauftes Haus, auch sind die Damen sehr schön. Zufällig ist hier noch ein Parkettbillet frei geworden und zu Ihrer Verfügung."

Bernsbach nahm dasselbe, der Portier schaffte eine Droschke zur Stelle, und der Lieutenant fuhr ins Theater.

Er fand allerdings ein volles Haus, in welchem sich das Publikum in angenehmer Spannung unruhig plaudernd hin- und herbewegte. Zwei Reihen vor sich, zunächst am Vorhang, gewahrte Eberhard seinen jungen Reisegefährten, Monsieur André Palvadeau, er stand neben seinem Sessel, und mehrere junge Leute drängten sich um ihn, sie waren in eifriger Erörterung, wiesen oft nach der Bühne, sahen nach der Uhr und tauschten Winke mit dem Theaterdiener.

Endlich tönte die verheißungsvolle Klingel, alle Zuschauer nahmen ihre Plätze ein, der Vorhang rollte empor, und der Saal in St. James Palast erschien, man sah den schlummernden Masham im Lehnstuhl, und Bolingbroke mit dem Marquis von Torcy eintreten. Die kurze Scene zwischen den Beiden spielte

sich ab, dann folgte die Entwicklung in der längeren Unterredung zwischen Bolingbroke und Masham. Als zu Ende derselben Bolingbroke sagte: „Da ist sie!“ ging ein Gemurmel der Erwartung durch das Haus, und das halblaut geflüsterte Wort: „sie ist reizend, diese Abigail,“ schlug an Bernsbachs Ohr.

Eine holde Mädchengestalt trat auf und wurde mit brausenden Beifallsrufen empfangen. Eberhard traute seinen Augen nicht, sein Herz drohte still zu stehen, und fing dann so rasend an zu hämmern, daß ihm der Atem verging, was war das — sie — sie, derentwegen er gekommen?

„Pardon, Monsieur, wie heißt die Dame?“ flüsterte er einem neben ihm Sitzenden zu.

„Mademoiselle Violette Ladouce, die berühmte Naive.“

Also wirklich sie; o, und wie liebreizend, wie bezaubernd stand sie da! Die ersten Worte dieser Scene waren unverstanden an Eberhards Ohr vorübergerauscht, Bolingbroke sagte jetzt:

„Sie müssen unter einem guten Stern geboren

sein, mein liebes Kind! Das erste Mal, daß sie zu Hofe kommen, zwei Freunde daselbst zu finden."

Dann erwiderte Abigail mit dem Eberhard so unvergeßlich süßen Wohllaut der Stimme: „Ja, Sie haben Recht, ich habe Glück; und etwas vortretend fügte sie die Worte ihrer Rolle: „besonders heute," mit solch eigen leuchtendem Blick hinzu, daß Eberhard entzückt meinte, jenes „besonders heute", sei für ihn bestimmt gewesen. Allein ein rauschender Beifall der jungen Herren in der ersten Parkettreihe, der ihren Worten folgte, schien sie gleichsam zu erwidern und für sich in Anspruch zu nehmen.

Eberhard glaubte indeß bestimmt noch mehrere Male im Verlauf der Scene Violettes Blick auf sich gerichtet zu sehen; wie ihn das immer traf und durchrieselte! Sie hatte ihn erwartet und erkannt, gleichgültig konnte er ihr nicht sein, wie würde sie sich sonst mit ihm beschäftigt haben!

Wenn sie nicht auf der Bühne war, sank ihm das Spiel bis zur Unverständlichkeit herab, seine Gedanken irrten hinaus zu der seligen Stunde, in

der er ihr gegenüber stehen, in der er ihre Hand halten, ihr in die Augen blicken und — ihr sagen werde, daß er sie liebe. Sie liebe — und Asta?

Ah, diese Tändelei mit einer reizenden Schauspielerin that seinem dauerhaften Verhältniß zu der verständigen Cousine ja gar keinen Abbruch. Das war durchaus zweierlei, er liebte sie Beide ganz verschieden, jede dieser Entgegengesetzten war ja auch in ihrer Art liebenswert. Er konnte sich doch, weil er der guten Cousine einen Heiratsantrag gemacht, nicht Augen und Ohren verbinden, nicht gegen jeden Reiz und Alles was das Leben ihm brachte, verschließen.

Aber da war sie ja wieder! Und er wurde aufs Neue gefangen und schwelgte weltvergessen in Abigails unschuldiger Anmut.

Auch die jungen Leute in der vorderen Parkettreihe begeisterten sich immer mehr für die schöne Abigail, die nach dem Aktschluß gerufen und mit Blumen überschüttet wurde.

Im nächsten Zwischenakte stürzte Eberhard hinaus, er glaubte am Theater eine Blumenhalle gesehen zu

haben, es glückte ihm, einen Veilchenkranz zu finden, und selig, als habe er Großes gewonnen, kehrte er zu seinem Platz zurück.

Nun wartete er mit voller Spannung auf den nächsten Herausruf, seine Hand, mit der er den Kranz unter dem Reisehut verborgen hielt, zitterte vor Aufregung, würde er geschickt werfen und es ermöglichen, daß sie den Geber heraus erkannte?

Der Augenblick kam, wieder stand die Gefeierte mit sittigem Neigen unter Bravoruf und Blumenregen, da flog ihr der Veilchenkranz gerade vor die Brust, sie sah empor, Eberhard stand mit noch halb gehobenem Arm in seiner ganzen schlanken Größe mitten im Parkett, jetzt trafen sich ihre Blicke wirklich, etwas wie holde Verwirrung bemächtigte sich des Mädchens, sie drückte den Kranz leise an sich, der Vorhang fiel.

Als das Stück zu Ende war, haftete in Eberhards Seele kein anderer Gedanke als der, wie konnte er es ermöglichen, Violette heute noch einmal zu sehen? Er eilte hinaus und ließ sich die Thür

zeigen, durch welche die Schauspieler nach Hause gingen.

Mehrere Herren schienen dasselbe Verlangen zu hegen, wie er, ein erwartungsvolles Häuflein stand da und hatte die Thür im Auge. Eberhard hörte die lebhafte Rede Monsieur Palvadeaus. Er hielt sich also zurück; zuerst verließen einige Herren vom Theater das Haus, dann kam die Königin Anna mit ihrer Garderobeträgerin, die Herzogin von Marlborough ging mit Masham davon.

Endlich fuhr ein Wagen vor, „das ist sie!“ hieß es aus dem Kreise der Wartenden, in dem eine unruhige Bewegung entstand, auch Eberhard trat unwillkürlich heran. Und wirklich sie war's. In ein weißes Atlasmäntelchen gehüllt, dessen Spitzenkapuze auf Violettes dunklem Haar lag, huschte sie über den Weg und in die Droschke, eine schwerfälligere Begleiterin folgte ihr.

Eberhard hatte sich der Wagenthür bemächtigt, die er jetzt langsam schloß, da drangen die Worte: „morgen um zehn Uhr“ wie ein Hauch an sein Ohr.

Palvadeau stand neben ihm, vermutlich in derselben Absicht, um noch Blick oder Wort von der Liebreizenden zu erhaschen. Hatte jenem oder ihm die Bestellung gegolten? Ohne Frage ihm!

Die beiden jungen Männer maßen sich im unsichern Licht einer nahen Laterne mit feindseligen Blicken, tauschten indeß kein Erkennungszeichen aus. Als der Wagen davon rasselte, war auch Palvadeau verschwunden.

Eberhard stand da, so benommen von dem seltsamen Erlebniß, daß er sich anfänglich nicht vom Platze regen konnte und dann aufs Geratewohl davon eilte, erst allmälig besann er sich auf sich selbst, suchte sich in der fremden Stadt zurecht zu finden, und kam nach großen Umwegen beim Hotel de la Métropole wieder an.

Er fand lange Zeit keine Ruhe, träumte dann, daß er noch im Theater sei und allerlei Unsinniges und Auffälliges beginne und erwachte früh mit der Empfindung, daß ihm etwas Außerordentliches bevorstehe.

Als er auf den Grand Quai hinaustrat, war es noch nicht zehn Uhr, er hatte noch hinreichende Zeit zu einem Spaziergange. Der Oktobermorgen war sonnig, die letzten Blätter auf den Bäumen der Promenade glänzten in rotgoldigen Farben, die Rousseauinsel lag im Rhonebecken wie ein Blumenstrauß, so bunt schimmerten ihre Kastanien und Platanen herüber. Eberhard schlenderte dorthin, setzte sich auf eine Bank und ließ den Blick über See, Ufer und Stadt, welche sich zu beiden Seiten aus dehnte, schweifen.

Der ruhigen Betrachtung gesellte sich eine Erwägung seiner Lage, und hier kam ihm nun zum erstenmal zum klaren Bewußtsein, daß die, welche ihn wieder entzückte, ja dieselbe sei, die geholfen hatte, ihn anzuführen; ein peinlicher Gedanke! Allein wie vorschnell, daß er es wagte, sie zu verurteilen, bevor er sie gehört hatte, er würde ja noch heute erfahren, wie jene seltsame Begebenheit zusammenhing.

Als es endlich von den verschiedenen Türmen zehn Uhr schlug, stand Eberhard harrend vor Nr. 5

der Rue du Rhône. Jetzt trat er mit einem tiefen Atemzuge der Erleichterung hinein.

Es war ein anständiges, ja fast schönes Haus, in dem er sich nach Mademoiselle Ladouce erkundigte. Er fand ihre Wohnung bei einer Familie im zweiten Stock und schickte ihr durch ein zierliches Dienstmädchen seine Karte zu.

Das Zöfchen sagte, er sei Mademoiselle willkommen, und hochklopfenden Herzens betrat er ihr Zimmer.

Da sah er denn nichts als sie, sie, die ihm in einem schleppenden weißen Morgenkleide mit entzückender Grazie entgegen schwebte. Sie streckte ihm sonnig lächelnd beide Hände entgegen und sagte: „Sehen Sie, Baron, wenn man nur recht will, kommen Berg und Thal doch zusammen.“

Er erklärte ihr in der etwas überschwänglichen Sprache, die ihm für solche Dämchen unwillkürlich die richtige schien, daß er ihrem Rufe bis ans Ende der Welt gefolgt sein würde, und daß ihr süßes Bild ihn immer umschwebt habe.

Nun wollte sie ihn aber vor allen Dingen ihrer lieben Gefährtin und Freundin vorstellen: „Teure Jeanette, Monsieur le Baron de Bernsbach.“

Am Fenster hatte halb verdeckt von den faltigen Vorhängen eine Dame gesessen, die sich bei der Vorstellung erhob und etwas mehr zum Vorschein kam, es war eine knochige Gestalt, ein breites Gesicht mit starker Röte; die reizende Sylphide daneben hätte keinen kleidsameren Gegensatz finden können.

Mademoiselle Jeanette murmelte etwas von vielem Vergnügen und sank auf ihren Platz zurück.

Violette glitt in einen Fauteuil und winkte Eberhard, sich ihr gegenüber zu setzen, auf dem Tischchen daneben lag in einer Glasschale sein Veilchenkranz. Die Liebliche trug auch heute Veilchen vor der Brust, während ein veilchenfarbenes Band ihr loses Haar zusammhielt, das in dunkler Fülle über ihren Rücken wallte, und ebensolche Schleifchen von dem Spitzengekräusel ihres weißen Kaschmir-Gewandes verhüllt wurden.

Eberhard war für diese Aeußerlichkeiten durchaus nicht unempfindlich, auch der Veilchenduft, welcher wie sonst Violetta umgab, wirkte berauschend auf seine Sinne, allein, er fand erst jetzt Ruhe, die Holde und ihre Umgebung näher anzusehen, so verwirrend hatte der Eindruck des Ganzen auf ihn gewirkt.

Violetta kam ihm um nichts weniger schön und lieblich vor, als er sie im Gedächtniß bewahrt, und doch war sein Empfinden für sie ein ganz neues. Sie war ihm damals zu hochstehend erschienen, jetzt sah er sie in ein anderes Licht gerückt, viel erreichbarer und vielleicht darum noch begehrter; sie war dieselbe, wirkte aber durch ihre Verhältnisse anders auf ihn.

Sie begann von seiner Ueberraschung gestern Abend zu plaudern, wie sie ihn schon vor Beginn der Vorstellung gesehen und erkannt habe, wie sie vor herzlicher Freude beinahe aus der Fassung gekommen wäre und wie sein Kranz ihr ein willkommener Gruß gewesen sei.

Dann sprachen sie vom Theater, von seiner

Reise, von der Möglichkeit sich zu sehen, ja vielleicht diesen oder jenen kleinen Ausflug miteinander zu unternehmen. Als Eberhard sich in der Wärme des Gesprächs zu ihr neigte und eine ihrer Hände ergriff, wandte sie sich halb und sagte, ihm die Hand leise entziehend, „aber liebe Jeanette, Du nimmst ja gar keinen Teil an unserer Unterhaltung, setze Dich doch zu uns.“ Und der Vorhang bewegte sich, das knochige Mädchen schleifte herbei und saß wie ein Wächter neben dem lächelnden Unschuldsbilde.

Einige Augenblicke später zog Mademoiselle Jeanette die Uhr und meinte: „ich fürchte es wird Zeit, mein Engel daß Du zur Probe Toilette machst.“

Violette erhob sich lässig, während Eberhard emporfuhr und um die Erlaubniß bat, wiederkommen zu dürfen.

„Ich will morgen um dieselbe Zeit für Sie zu Hause sein.“

Er preßte ihre Hand, die sie ihm darreichte an die Lippen und sah ihr zärtlich ins Auge.

„Ich trete heute Abend in Sardous ‚letztem Brief‘ auf,“ flüsterte sie ihm zu.

Er dankte ihr in warmen Worten — wofür? Er hätte es schwerlich zu sagen gewußt.

Auf der Treppe fiel Eberhard ein, daß er ja ganz vergessen habe, dem schönen Kinde die frankfurter Veilchen-Broche zu verehren, nun, es konnte ja morgen geschehen.

Auch der Absicht erinnerte er sich im Laufe des Tages, nach ihren Beziehungen zu Alphonse de Rambert zu fragen, aber der Mut dazu war ihm schon gesunken. Er mußte sich darein ergeben, ein nicht ganz solides Verhältniß anzunehmen. Sonderbarer Weise verdroß ihn dieser Gedanke jetzt aber lange nicht so sehr wie früher. Einer jungen, hübschen Schauspielerin hielt man eine kleine Thorheit zu gut, vielleicht ergab sich danach sogar etwas mehr Hoffnung für ihn, und ernsthaft konnte er ein Verhältniß zu der Liebreizenden nun doch nicht mehr nehmen.

Der Lieutenant verbrachte den Tag unter Unruhe und Ungeduld mit Besichtigen dessen, was die

Stadt bot, eilte Abends mit Blumen beladen ins Theater, berauschte sich wie gestern an Violettes Spiel und ihrem Triumph und saß ihr am nächsten Morgen wieder gegenüber.

Heute begann er mit Ueberreichung des kleinen Andenkens aus Frankfurt, welches eine sehr gute Aufnahme fand. Ungezwungen knüpfte sie hieran die Erwähnung ihrer früheren Begegnung. Er fragte, ob sie wirklich mit dem Marquis des Rambert verwandt sei?

Sie lächelte schelmisch unter leichtem Erröten: „ein alter Wahlonkel; der Marquis hatte mich zur Partie nach Baden-Baden eingeladen, er erzählte mir von seinem Prozeß, daß eine intrigante Verwandte ihm sein Kapital vorenthalte, und daß ihm nichts übrig bleibe, als sich durch List des Geldes zu bemächtigen. Ich war unbesonnen genug, auf seine Bitte ihm dabei zu helfen, einzugehen, brach aber gleich darauf, weil mir die Sache doch peinlich war, mit meinem Reisekavalier und kehrte allein nach Paris zurück. Da haben Sie den ganzen Vorgang, lieber

Baron, von dem mir nichts so angenehm im Gedächtniß geblieben ist, als unsere Begegnung."

Während sie alle diese Dinge, die ihm so viele Sorgen gekostet hatten, leichthin berührte, wollte ein bitteres Gefühl des Verdrusses gegen sie in seinem Gemüte aufsteigen, der freundliche Schluß ihrer Rede, der Blick, der leise Händedruck, welche folgten, nahmen ihm Sinn und Urteil aber wieder so vollständig gefangen, daß nichts Anderes daneben Raum fand. Gleich darauf schlug sie für heute Nachmittag eine gemeinschaftliche Gondelfahrt auf dem See vor, es versprach ein schöner Abend zu werden.

Als Mademoiselle Jeanette auf ihrem Fensterplatze unruhig wurde, wußte Eberhard, daß es Zeit sei aufzubrechen und verabschiedete sich rasch.

Am Nachmittage erschien Violette Ladouce zur bestimmten Stunde im Jardin du Lac mit ihrer steifen Jeanette und begleitet von Monsieur André Palvadeau. Sie wollte die beiden jungen Männer, die sich mit etwas erstaunten Blicken maßen, einander vorstellen, doch reichte Eberhard bereits dem ge-

fälligen Reisegefährten die Hand, wobei eine Aufklärung über ihre neulich angeknüpfte Bekanntschaft erfolgte.

Die Bootfahrt war sehr angenehm, Violette sang ein Lied und plauderte allerliebst. Sie wußte mit feinem Takt ihre kleinen Gunstbezeigungen unter den beiden Herren gleichmäßig zu verteilen, so daß von eifersüchtiger Mißstimmung vorläufig keine Rede sein konnte.

Die Tage gingen nur zu rasch und angenehm dahin. Palvadeau, der allerdings nicht mehr ganz so offen und herzlich erschien, wie zu Anfang ihrer Bekanntschaft, hatte Eberhard im Theater mit dem Kreise seiner jungen Freunde bekannt gemacht, es war ein Deutscher darunter, der Bernsbach in die Gesellschaft „Germania“ einführte. Des Morgens sah der Lieutenant Violette, oft allerdings nur für wenige Minuten, doch wurde dann meist eine Verabredung für den Nachmittag getroffen.

Einmal kam eine größere Gesellschaft, Schauspieler und junge Herren zusammen, es wurde

getanzt, und Violette war die von allen Seiten Gefeierte, viel Umworbene. Man konnte sie durchaus nicht gefallsüchtig nennen, sie ließ sich nie hinreißen, überschritt nie die feinste Linie des Zulässigen und Schönen, sie blieb sich immer gleich in veilchenhafter Bescheidenheit, in eigenartiger Anmut und Natürlichkeit. Sie wußte gut zuzuhören, hielt ihre Meinung still zurück, zeigte nie den Anschein des Erregtseins, kurz, war in ihrer schlichten Kindlichkeit, ohne den mindesten Anschein von Ueberlegenheit doch allen überlegen und jedem Männerherzen gefährlich. So lag ihr denn auch Jung und Alt zu Füßen und wurde wie an feinen Fäden geleitet. Zeichnete sie Jemand aus, so waren es Palvadeau und Bernsbach, natürlich entbrannte dadurch mehr nnd mehr ein Wetteifer unter ihnen, und wenn der Lieutenant in ruhigen Stunden an Asta dachte, sich seines Abirrens schämte, so reizte ihn neben seiner Verliebtheit der Gedanke, daß er doch vor einer Entscheidung dem Schweizer nicht weichen könne.

Manchmal beabsichtigte Eberhard des Morgens

mit dem Schiff nach Montreux zu fahren, um seinen Brief bei der Generalin von der Hardt abzugeben und Abends zurückzukommen, allein er hätte dann auf seinen Morgenbesuch bei der süßen Kleinen verzichten müssen, hätte keine Verabredung mit ihr treffen, sie kaum Abends noch auf der Bühne sehen können, und so vermochte er den Entschluß zu der Fahrt nicht zu finden.

Ebensowenig kam er dazu, an Asta zu schreiben, daß er in Genf sei; er hatte ihr nur einmal einmal von Frankfurt aus eine kurze Nachricht zugehen lassen. Nachher fand sich ja immer mündlich Gelegenheit, Alles zurechtzurücken. Diese Gedanken an ältere Verpflichtungen waren ihm jetzt so peinlich, daß er sie zu übertäuben suchte, die Gegenwart nahm ihn ganz in Anspruch.

Eberhard wußte, daß das Gastspiel der Pariser Künstler mit dem 9. Oktober schließe, daß am 10. also die Trennung von der Angebeteten unvermeidlich sei, so lange wollte er jede Stunde genießen, die sich ihm bot. Daß er dem reizenden Mädchen irgend

wie näher gekommen sei, konnte er sich nicht einreden. Manchmal glaubte er zu fühlen, daß sie ihn nicht gern von sich lassen wollte, das war aber auch Alles. Jeanette blieb immer zugegen und das kleinste Wagniß von seiner Seite wurde bestimmt zurückgewiesen.

Die Spröde kann auch in aller Unschuld mit Alphonse de Rambert gereist sein, dachte Eberhard jetzt manchmal, doch längst nicht mehr mit dem angenehmen Gefühl, das ihm sonst aus diesem Gedanken erwachsen wäre.

Der 9. Oktober war herangekommen, morgen sollte geschieden sein. Eberhard stand Violette gegenüber, in deren Zimmer einige halb gepackte Koffer für den nahen Aufbruch zeugten.

„Also unwiderruflich morgen früh reisen Sie? fragte Eberhard nicht ohne Bewegung. „Kann nichts einen Aufschub erwirken, nichts Sie halten?"

Sie zuckte die Schultern, wandte sich halb ab, schien gleichfalls ergriffen und sagte: „Ich könnte mir vielleicht einen kleinen Urlaub erwirken wenn —"

„Nun, kann ich irgend etwas dazu thun —"

„Ich wünsche nicht hier in Genf zu bleiben — man hat so viele Beziehungen."

„Wenn an einem andern Orte noch ein Zusammensein möglich sein sollte — es würde mich ja beglücken — verfügen Sie ganz über mich!"

„Ich habe mir oft gewünscht die Riviera zu sehen —"

„Die Riviera! und ich dürfte Sie dahin begleiten?"

„Das sagte ich nicht — aber immerhin — Sie verstehen meine Gedanken — ja — auch mir wird das Scheiden schwer —"

„Violette!" — er trat rasch auf sie zu und wollte sie umfangen, da öffnete sich die Portiere und Jeanettes trockene Stimme fragte: „Soll das neue rosa Popelinkleid in den Frachtkoffer oder in den andern?"

Bernsbach war emporgefahren, welche unerwünschte Störung! Endlich hatte er geglaubt, seinem Ziele nahe zu sein.

Violette hatte ihre Antwort gegeben, die Gesell-

schafterin sagte jetzt: „Welch warme, eingeschlossene Luft hier im Zimmer, ich will die Vorhänge offen lassen.“ Und so geschah es, Jeanette hatte auch so viel aus- und einzugehen, daß sie wohl deshalb die freie Thür gewünscht haben mochte.

Violette bat ihren Freund sich zu setzen, man könne ja zusammen noch ein Weilchen Luftschlösser bauen, es sei ein solch gefälliges Spiel.

Er ging mit Freuden auf die Andeutung ein und malte aus, wie man ihren Urlaub ausnutzen, was man alles miteinander sehen und genießen könne. Ueber den See ins Rhonethal, Simplonstraße, Mailand, Genua, Nizza; über Marseille und Lyon könne sie dann nach Paris zurückkehren.

Sie rief Jeanette und fragte: „Was meinst Du, Liebe, zu einer kleinen Erholungsreise, der Herr Baron möchte unser Kavalier sein.“

Wie zu erwarten stand, hatte die Gefährtin nichts dagegen einzuwenden. Man ging auf Einzelnheiten über und erwog, ob man fertig werde, morgen mit dem ersten Schiff zu fahren.

„Ach, dann lassen Sie uns aber irgendwo einige Stunden an einem schönen Punkte rasten," bat Violette. „Wir gehen um Mittag in Montreux oder Clarens ans Land und fahren von da mit der Bahn, Abends sind wir doch in Martigny."

Dieser Plan wurde, vorausgesetzt, daß sich nicht irgend welche unerwartete Schwierigkeiten dagegen erheben würden, freudig angenommen.

Andern Tags fuhren die drei Reisegefährten bei herrlichem Wetter miteinander über den Genfer See. Eberhard fühlte sich angenehm erregt, er genoß ohne Nachdenken das Vergnügen welches sich ihm bot, und glaubte jetzt mit Sicherheit über seinen Nebenbuhler triumphiren zu können.

Als man zwischen Versaix und Coppet vorbeifuhr, stand Violette auf den Arm ihrer Gefährtin gelehnt am Schiffsrande und schaute, angelegentlich mit der Vertrauten flüsternd, zum Ufer hinüber, dann gingen Beide eine Weile zusammen auf dem nicht sehr gefüllten Deck hin und her.

Eberhard beobachtete sie nicht ohne Mißtrauen,

sahen sie nach Palvadeau aus? Sollte auch er ihr Reisegefährte werden? Dann würde er sich sofort von der Gesellschaft trennen. Aber es geschah nichts Besonderes. Als sie sich den Ufern von Montreux nahten, überlegte Eberhard, ob er vielleicht Zeit finden werde, der Generalin seinen Besuch abzustatten. Allein die Sorge, er könnte festgehalten werden und Violette in Verlegenheit bringen, ließ ihn den Plan verwerfen. Auf seiner Rückreise von der Riviera wollte er Frau von der Hardt ein paar Tage schenken und dann in Ruhe mit allerlei Entschuldigungen, die sich schon finden würden, an Asta schreiben.

Um Mittag verließen die Reisenden in Clarens bei Montreux wie geplant worden, das Schiff, speisten und sahen dann, daß sie noch ein paar Stunden Zeit bis zum Abgang des Zuges übrig hatten.

„Lassen Sie uns einen Spaziergang machen, Herr von Bernsbach,“ schlug Violette vor. Die Umgegend ist hier ja entzückend. Rousseaus Bosquet de Julie, jetzt der Park des Chateau des Crétes, bietet die allerherrlichste Aussicht und ist garnicht weit.“

Jeanette erklärte sich ermüdet und bat, zurückbleiben zu dürfen.

„Gut," sagte die Freundin, „Du kannst uns auf dem Bahnhofe erwarten."

Eberhard frohlockte innerlich, die wohlgezogene Gefährtin durfte nicht müde sein, wenn es Violetten nicht paßte, soweit hatte er ihr Verhältniß durchschaut, also wollte diese sich endlich ihm allein anvertrauen. Er hatte auf solche Fälle während der Reise gerechnet und hoffte die gegebene Gelegenheit zu seinen Gunsten zu benutzen.

Sie stiegen miteinander zu dem berühmten Aussichtspunkt empor, Eberhard nach einem ungestörten Plätzchen ausspähend.

Auf der Anhöhe standen, im Rücken von Gebüsch und Baumwuchs gedeckt, einige Bänke, hier ließen sie sich nebeneinander nieder.

Es war ganz einsam und vor ihnen lagen sonnenbeglänzt in den kräftigen Farbentönen des Herbstes, See und Land. Die Weinberge mit ihren üppigen Gewinden und der reifen Traubenfülle, See

und Himmel in alle Schattirungen des reinsten Azur getaucht, drüben die Savoyerberge klar, dunkel, oben von leichtem Schneegeriesel angehaucht, der Dent du Midi blitzend in weißem Gletscherschmuck und alle die übrigen Berge mit ihren Zacken und Schroffen keck hinaufragend in das lichtgesättigte Blau. Und dazu unten am Seeufer die Menge der Villen und Gärten, alles von Leben und Farbenpracht erfüllt. Ein Anblick war's, daß Zwei auch ohne Verliebtheit sich aus reiner Freude hätten in die Arme fallen können!

Zu dieser Freudigkeit fehlte Beiden indeß jetzt die Unbefangenheit, die sich den Außendingen hingeben, die sich selbst vergessen kann, daran dachten diese Zwei durchaus nicht. Er wollte das reizende Mädchen zu süßem Liebesspiel gewinnen, und sie wollte? — —

Zweites Kapitel.

Kaum eine Woche nach Eberhards Abreise in die Schweiz, nahmen auch Asta und Fränzchen von Lindenthal Abschied.

Lucie Dornée hatte an die Generalin geschrieben und die Möglichkeit von Astas Besuch in Aussicht gestellt, darauf war ein Telegram angelangt:

„Astas Besuch mir jederzeit lieb, muß länger bleiben. Cäcilie."

Als die kleine Erzieherin damit zum Rittmeister kam, ihm freudig erregt das Papier darreichend, hatte er sich achselzuckend und erbleichend abgewandt und gemurmelt: „Sie sollten doch endlich wissen, daß ich verschont sein will."

Asta dagegen war geradezu ergriffen von der Güte der schwergekränkten Frau. „O, wie will ich sie lieb haben!“ hatte sie ausgerufen. „Wie herzlich will ich ihr danken für ihre selbstlose Treue gegen mich.“

Jetzt standen die Schwestern in Reisekleidern vor dem Bette der Mutter, um Abschied zu nehmen. Blanka saß aufrecht in den Kissen, sie sah in ihrem mit Spitzen und hellblauen Schleifen aufgeputzten Nachtkleide, und befriedigt, daß ihr Plan ins Werk gesetzt werde, sehr gut aus, ihre schmalen Wangen waren rosig angehaucht und ihre Augen glänzten.

„Du kannst bis zum Umzuge fortbleiben, Asta,“ sagte sie gnädig, „vielleicht währt es doch noch eine oder zwei Wochen damit, Dornéechen schreibt Dir dann. Und Du, Kleine, Du findest uns hübsch eingerichtet in Berlin, wenn Du im nächsten Jahre zurückkehrst. Grüße mir die herrliche Schweiz und Madame Sacquin, sie war ein junges, elegantes Frauchen, als ich dort studirte, schreib' mir, wie Du sie gefunden hast.“

Fränzchen versprach es, nun folgten einige Abschiedsküsse — von großen Umständen bei solchen Gelegenheiten war Blanka keine Freundin, weshalb sich erhitzen? Ihr Mann suchte sie auch vor allen Erregungen, die ihr schaden konnten, zu bewahren — und daher führte der Rittmeister seine Töchter nun rasch hinaus; er wollte sie zur Station begleiten, der Wagen stand angespannt vor der Thür.

Auch Lucie Dornée stand in Hut und Mäntelchen zum Mitfahren bereit, sie wollte ihre Asta gern so lange wie möglich sehen und ihr noch im letzten Augenblicke warme Grüße für die ferne Freundin mitgeben. Da kam Lene eilig die Treppe heruntergelaufen:

„Die gnädige Frau läßt Mademoiselle bitten.“ Die Dornée eilte gefügig nach oben.

„Also wirklich ganz allein wollt Ihr mich hier liegen lassen?“ murrte die Kranke, „das ist arg!“

„Wir würden kaum anderthalb Stunden fort sein, und Lene blieb ja immer zur Hand,“ entschuldigte sich die Dornée.

„Mich lediglich auf eine Dienerin anzuweisen, ist doch stark rücksichtslos; man gönnt jedem gebildeten Menschen gern die Unterhaltung von seinesgleichen. Es ist mir höchst schmerzlich, daß ich genötigt bin, auf so Naheliegendes hinzuweisen; wenn ich aber nicht immer ärger vernachlässigt, endlich gar mißhandelt sein will, bleibt mir garnichts anderes übrig," Frau von Bernsbach sah sehr gekränkt aus.

Die kleine Dornée versicherte ergeben, sie bleibe sehr gern da und Lene mußte hinunterlaufen und ausrichten, die Herrschaften möchten nur wegfahren, Mademoiselle lasse noch vielmals grüßen.

Der Rittmeister war als alter Militär sehr pünktlich und litt etwas am Eisenbahnfieber, er duldete nicht, daß seine Aelteste wieder ausstieg, um ihre liebe Dornée noch einmal ans Herz zu drücken, und so fuhr Asta mit rechtem Verdruß über der Mutter Ansprüche davon.

In Friedberg traf man Seebohm im Jagdanzuge auf dem Bahnhofe. Er hatte es seit jener entscheidenden Begegnung im Garten am Abend vor des

Lieutenants Abreise ängstlich vermieden, sich Asta zu nahen und stellte auch jetzt sein Hiersein dem Rittmeister als eine ganz zufällige Begegnung hin. Asta hörte seine Erklärung: daß er mit Volkmanns zur Jagd gehe, daß Werner den Hektor gern in der Suche sehen wolle, still mit an. Dann wandte er sich, als Bernsbach nach dem Gepäck ging, und Fränzchen mitlief, zu ihr.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte er gepreßt, „ich hatte keine Ahnung von dem heimlich bestehenden Verhältniß, mit dem Sie mich neulich bekannt machten. Es wäre ja doppelt vermessen gewesen — wenn ich — Ihr ganzes Verhalten gegen mich hatte mich ja ohnehin nicht berechtigt. Ich möchte Ihnen jetzt nur mein Bedauern ausdrücken, daß ich Sie erschreckte. Sie sehen, daß ich rasch in die Grenzen zurückgewichen bin, die Sie mir gezogen haben —" Er sah dabei so ernst und traurig aus, wie sein lebensfrisches Gesicht nur zuließ und in Astas Herzen wühlte ein heißer Schmerz, war es Mitleid oder —

Sie streckte ihm unwillkürlich die Hand hin und

stammelte: „Seien Sie mir nicht böse — wenn ich damals in der Allee wieder etwas schroff — ich wollte Sie gewiß nicht kränken!“ Dabei versenkten sich die Blicke der beiden ehrlichen Augenpaare so tief ineinander, daß sie mehr sagten als die Lippen sich gestatteten auszusprechen. Er hielt während dem ihre Hand fest und so standen sie noch ein paar Sekunden schweigend zusammen, ohne es zu wissen.

Als Bernsbach wieder herankam ließen sie sich verwirrt los, und Seebohm trat zu Fränzchen, um mühsam ein paar gleichgültige Worte an die Kleine zu richten.

„Es freut mich,“ sagte der Vater zu Asta, „daß Du Dich endlich bezwungen und in artiger Weise von unserem Freunde Abschied genommen hast.“

Der Zug brauste heran, und die Schwestern fuhren dem Süden zu.

Am zweiten Tage langten sie gegen Abend auf dem Bahnhofe von Montreux an. Sie fühlten sich Beide wie in eine andere Welt versetzt und hatten mit wahrer Begeisterung die landschaftlichen Schön=

heiten genossen, welche sich vor ihnen aufgethan. Der herrliche See und die rebenumkränzten Ufer, in der glühenden und blühenden Pracht des Herbstes, hatten es ihnen angethan. Fränzchen vermochte nicht still zu sitzen, sie war zum Ergötzen der Mitreisenden unter Plaudern und Jubeln fortwährend im Gange. Asta konnte ihre Freude besser beherrschen, war auch von Sorgen und Gedanken zerstreut und innerlich beschäftigter als ihr fröhliches, der Stunde hingegebenes Schwesterchen.

Endlich waren sie nun am Ziele und stiegen zum letzten Male aus! Als sie den Perron betraten, kam ihnen eine gewandte, kleine Dame entgegen und erkundigte sich sehr zungenfertig, ob sie die Ehre habe Mesdames de Bernsbach vor sich zu sehen, sie sei Madame Josephine Sacquin und komme, ihre Pensionärin, deren Photographie sie besitze, in Empfang zu nehmen. Man verständigte sich bald, Fränzchen wurde sammt ihrem Gepäck der Pensionsvorsteherin und deren Hausburschen überliefert und sagte nun

mit großen, thränengefüllten Augen der Schwester Lebewohl.

„Ich besuche Dich, sobald es erlaubt ist," tröstete Asta und umarmte die Kleine, welche vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben etwas wie Zagen empfand.

„Jeden Tag von zwei bis drei Uhr ist Empfang im Salon," erklärte Madame Sacquin, dann trennte man sich.

Asta meinte, doch erst in ein Hotel gehen zu müssen, von da aus wollte sie die Generalin aufsuchen. Als sie mit dieser Absicht das Stationsgebäude verließ, kam ihr ein würdig aussehender alter Diener entgegen, der seinen Livreehut abnahm und fragte: „Das gnädige Fräulein aus Lindenthal?"

„Das bin ich."

„Frau Generalin von der Hardt schickt gnädig' Fräulein den Wagen, ich sollte auch den Koffer mitbringen." Der Mann trat an einen mit grünem Seidenstoff ausgeschlagenen Landauer und öffnete den Schlag, ein Träger brachte eben Astas Gepäck. Der alte Diener schwang sich auf den Bock und dann

rollte die Equipage vom hochgelegenen Bahnhof hinunter auf die Straße, welche sich zwischen Villen und Gärten am See hinzieht.

Die Besitzung der Generalin lag in der sonnigen Bucht zwischen Montreux und Clarens, nahe am Ufer. —

Nach einer kaum viertelstündigen Fahrt hielt der Wagen, und Asta wurde von dem alten Diener durch das Haus in einen schönen Gartensaal geführt, vor dem sich eine breite, blumengeschmückte Terrasse hinzog.

Hier erhob sich bei des Mädchens Eintritt eine Dame und ging der Kommenden entgegen, Asta eilte auf sie zu. Die Generalin breitete die Arme aus, und Asta warf sich mit dem unwillkürlichen Freudenlaut: „Mutter — meine Mutter!“ an die Brust der erschütterten Frau.

„Mein Kind — mein liebes Kind,“ flüsterte Cäcilie von der Hardt unter Thränen, „Du also erkennst mich an? Wir sind durch ein ganzes Leben der Trennung einander nicht entfremdet? Wir über-

fliegen dunkle Abgründe beim ersten Sehen, ja, wir gehören zusammen!"

„O Du Liebe, Gute," stammelte Asta tief ergriffen von der offenen Herzlichkeit dieses Empfanges.

„Nun laß Dich ansehen, mein altes Herzblatt, möchte ich doch die Züge des Kindes, das ich so sehr liebte, in Dir wiederfinden. Unsere treue Dornée schickt mir alle paar Jahre ein Bildchen von Dir, Du bist mir durchaus nicht fremd, allein was ist ein solcher Schattenriß gegen die blühende, farbige Wirklichkeit?" sie betrachtete das Mädchen mit innigem Wohlgefallen.

Asta fand nun auch Gelegenheit sich ihrerseits die Frau anzusehen, welche ihr Gemüt schon so lange beschäftigt hatte.

Cäcilie von der Hardt war, obwohl erst eine Vierzigerin, doch bereits eine alte Frau. Das rötliche Haar schien wie mit Schnee befallen, ein Spitzentuch schmiegte sich um schmale, farblose Wangen, tiefes Weh sprach aus den Augen und den Linien des eingesunkenen Mundes. Die Gestalt war von auffallen-

der Magerkeit und schlaffer Haltung; wunschlose Ergebung lag als Hauptausdruck in der ganzen Erscheinung.

Die frische Asta fühlte sich von unbeschreiblicher Rührung ergriffen, ein heftiges, geradezu schmerzhaftes Mitleid ließ sie die kleinen blassen Hände der geliebten Frau ergreifen und mit Küssen bedecken. O, wenn es ihr doch vergönnt sein könnte, nur ein klein wenig wieder gut zu machen, was an diesem geknickten Dasein gesündigt worden war — gesündigt durch ihren Vater!

Als Beide ruhiger geworden, saßen sie neben einander auf der Terrasse, von der sich ein wundervoller Ausblick auf den blauen See mit den dreieckigen Segeln der Barken, dem fernher rauschenden Dampfer, den lachenden Ufern und stolzen Höhen darbot.

Asta mußte von der guten Dornée, von ihren Geschwistern, von der Reise erzählen, über die Eltern sprachen sie nicht.

Dann erkundigte sich Asta beklommen nach dem

Besuch ihres Verlobten. Sie hatte jeden Augenblick geglaubt, Eberhard müsse ihr hier entgegentreten und längst nicht begriffen, daß sie nur einen kurzen Gruß aus Frankfurt erhalten, sonst aber kein Wort von ihm gehört hatte.

Die Generalin wußte auch nichts von ihm, aber sie beruhigte das Mädchen: „Ein junger Mann mit Geld und Urlaub versehen, hält schwer seine Reiseroute genau inne, er wird schon bei uns erscheinen und angenehm überrascht sein, Dich hier zu treffen, doch Du bist gewiß müde," unterbrach sie sich selbst. „Komm, mein liebes Kind, ich will Dich in Dein Zimmer führen, und wenn Du Dich etwas erholt hast, wollen wir zusammen speisen."

Asta nahm von einer schönen Balkonstube Besitz und meinte, daß sie noch nie so wohl aufgehoben gewesen sei.

Schon am andern Tage fühlten sich die beiden Frauen so behaglich und unbefangen miteinander, als hätten sie immer zusammen gelebt. Die töchterliche Freundlichkeit des Mädchens that der Generalin,

die allen näheren Verkehr lange entbehrt hatte, außerordentlich wohl, und Asta wünschte augenblicklich nichts sehnlicher, als der teuren Frau ihre Liebe und Teilnahme zu beweisen, hoffte sie doch, wenn es ihr glückte das Herz der Tiefgekränkten zu erwärmen, ein Wort der Vergebung für ihren Vater mit heim zu nehmen, dem dies zu einem unerwarteten Segen gereichen mußte.

Vorläufig schien Cäcilie aber noch weit entfernt von irgend einer versöhnlichen Regung. Sobald das Gespräch auf Bernsbach oder Blanka zu kommen drohte, sobald über Astas Lippen das Wort: „Papa“ oder „Mama“ schlüpfte, bildete sich auf dem farblosen Gesichte der Generalin ein Zug von Unmut oder Bitterkeit, der Asta warnte, weiter zu gehen.

Nach dem zweiten Frühstück sagte Frau von der Hardt: „Willst Du meine Gewohnheiten mit mir teilen, liebe Asta, so komm und begleite mich auf meinem täglichen Spaziergange. Du weißt, ich habe hier vor Jahren meinen einzigen Bruder verloren; Anton ist auf dem schönen Friedhofe von Clarens

beerdigt, diese Stätte ist das Ziel meiner Wanderung. Es ist ein so herrliches Plätzchen, daß ich Dich getrost dahin einladen kann. Du wirst Dich an der schönen Natur erfreuen."

Asta erklärte sich bereit, und dann stiegen sie sacht miteinander durch Weinbergsgänge zu dem auf halber Höhe gelegenen Begräbnißplatze hinan.

Ein weiter, wohl eingefriedigter Garten nahm sie auf, breite Kieswege durchschnitten denselben, eine Menge seltener Bäume, köstlicher Blumen und die gedeihliche Fülle, welche dieser gesegneten Gegend eigen ist, verbargen und umkränzten mit malerischem Reiz die Gedenksteine der Todten. Hier lugte ein Marmorkreuz umwuchert von blauen Waldreben hervor, dort eine gebrochene Säule unter dem Schleier der Silberweidenzweige, daneben stand ein Engel mit der gesenkten Fackel, an dem Kletterrosen hinaufrankten, und allerorten fanden sich Durchblicke auf die wundervolle Gegend, in der dieser Gottesgarten lag.

Asta fühlte sich eigenartig bewegt von dem poetischen Reiz der Anlagen, sie begriff, welche An-

ziehungskraft der Ort für das trübe verschleierte Gemüt der vereinsamten Frau haben mußte und vermochte hier vielleicht zum ersten Male ganz nachzuempfinden, was Cäcilie gelitten hatte.

Neben dem schwarzen Marmorobelisk, der Anton von Morse-Lindensteins Namen trug, setzte Cäcilie sich auf eine Bank und winkte Asta zu sich, diese gewann hier den Blick auf eine Seitenfläche des Steins, wo mit goldenen Lettern stand: „Er starb für mich."

Heiße Thränen schossen in des Mädchens Augen, die furchtbare Hinzufügung: „und durch meines Vaters Hand," brannte in ihrer Seele.

„Er war ein sehr treuer Bruder," sagte Cäcilie wehmütig, „der beste Freund, den mein armes Leben besessen. O, und er mußte so früh sterben!"

Mit einem Wehelaut glitt Asta von der Bank und zu Cäciliens Füßen, sie umfaßte die Sitzende und barg das Gesicht in ihrem Schoße: „Mutter, liebe, teure — o, wenn ich Dein Herz doch erleichtern könnte — wenn doch Versöhnung möglich wäre!"

Sie blickte mit gefalteten Händen zu Cäcilie auf, diese sah noch fahler aus als sonst, fast zu Stein geworden.

„Schweige mir davon — hier an diesem Platze — es ist unmöglich — stehe auf, Kind,“ fügte sie gütiger hinzu, „dort kommen Menschen.“ Sie umfaßte das Mädchen, erhob sich selbst, und schweigend gingen sie dem Thore zu.

Hier wandte die Generalin sich rechts: „wir wollen auf einem anderen Wege zurückkehren, vielleicht magst Du auch noch ein Stückchen höher steigen.“

Als sie auf die Straße kamen, welche nach Clarens hinunterführt, blieb Cäcilie stehen: „Dort liegt das von Rousseau gepriesene Bosquet de Julie, Asta, es gehört jetzt zu den Parkanlagen eines Schlosses, ist aber Spaziergängern geöffnet. Ich kehre zurück, für meine Kräfte ist's genug, Du aber solltest den schönen Tag genießen, die Fernsicht von dort ist bei dieser klaren Mittagsbeleuchtung prachtvoll.“

Das Mädchen wagte nicht zu widersprechen, sie ahnte, daß die Generalin nach der Aufregung, die

sie ihr eben bereitet, allein sein wollte. Mit herzlichem Händedruck schieden sie, und Asta verfolgte die aufwärts führende Straße, das Schloß war ihr Augenpunkt, sie konnte nicht fehlgehen.

Ernste Gedanken erfüllten der Dahinschreitenden Seele, der Wunsch die dunklen Schatten der Vergangenheit zu lichten, den Frieden in verstörte Gemüter zurückzuführen, wurde immer lebhafter in ihr. Ihre gesunde, heitere Natur hätte allerorten ins Gleiche rücken mögen. Die eigenen Sorgen wurden vor der Hand von denen für ihre teuersten Menschen verdrängt. Mit der Qual, mit Reue und Haß auf dem Grunde ihrer Seelen, wie ihr Vater und die Generalin sie erdulden mußten, war ja auf Lebensfreude nicht zu hoffen; was vermochte sie nur zu thun, um die arme Cäcilie milder zu stimmen?

Unter diesen Gedanken hatte sie die Höhe des Hügels im Park erreicht, ein Gebüsch vor ihr grenzte den freien Platz ab, von dem man die Aussicht am besten genießen konnte.

Als sie im Begriff stand um die Ecke des Gebüsches zu biegen, schlug eine bekannte Stimme an ihr Ohr. Ein Mann war's, der eben in gedämpften Tönen verhaltener Leidenschaft sprach:

„Wie danke ich Ihnen, holde Violette, daß Sie mir den Vorzug gewähren, mit Ihnen in diesem Paradiese allein zu sein!"

Asta mußte sich tödtlich erschreckend an einen Baum lehnen, das war ja Eberhard, der da sprach — aber unmöglich — die merkwürdige Aehnlichkeit des Organs täuschte sie.

Eine sanfte, girrende Frauenstimme antwortete. Asta verstand in ihrer großen Erregung nicht Alles, es lag aber eine freundliche Annahme des Dankes in den Worten der Dame.

Jetzt fuhr der Mann fort: „Daß ich Sie glühend liebe, Violette, wissen Sie, warum haben Sie mich bisher so fern gehalten? Wir hätten lange miteinander glücklich sein können!"

„Ach, ich darf ja meinem Herzen nicht folgen!"

Asta hörte wie der Mann das Mädchen umfaßte,

und wie Küsse und kurze Ausrufe der Leidenschaft getauscht wurden.

Die willenlose Zeugin wußte immer noch nicht mit voller Bestimmtheit, ob es wirklich ihr Verlobter sei, der da unmittelbar vor ihr einen Treubruch beging, es war wohl Eberhards Stimme, und doch hatte sie dieselbe nie so voll verhaltener Leidenschaft gehört. Sie mußte Gewißheit haben und wurde doch von Scham und Beklemmung gehindert hervorzutreten.

Die Fremde kam ihren Wünschen zu Hülfe, sie schien aufzustehen: „Aber wir verlieren unsere Zeit, wir müssen hinuntereilen, Jeanette erwartet uns am Zuge, kommen Sie!“

„Geliebte, darf ich hoffen, daß ich ein kleines Anrecht gewonnen?“

„O, ich bereue schon jetzt, mich meiner Schwäche für Sie überlassen zu haben — meine Freundin darf nichts ahnen — suchen Sie diese Stunde zu vergessen!“

Asta sah, wie er der Dame Arm nahm, sie selbst wich unwillkürlich einen Schritt ins Gebüsch zurück, dann trat das Paar unter zärtlichem Geflüster auf den Weg heraus, welcher dicht an Asta vorüberführte.

Ja, er war es — Eberhard — ihr Vetter — ihr Verlobter! Das starke Mädchen fühlte sich bei diesem peinlichen Anblick einer Ohnmacht nahe. Er hielt mit der Linken die Hand seiner Gefährtin, welche auf seinem rechten Arme lag und neigte sich tief zu der Zierlichen herab, Asta sah in ein reizendes Gesichtchen, sah eine Elfengestalt in veilchenfarbener Seide und ihre — genau ihre Veilchenbroche von Amethysten, diese Liebesgabe, die ihr längst zuwider geworden war, am Halse der Fremden. Der Gedanke schoß durch ihren Sinn: sie ist es, die Betrügerin, er hat sich zum zweiten Male von diesem Geschöpfe umgarnen lassen!

Die Beiden waren längst eine Strecke des Weges hinuntergegangen, als Asta aus ihrer Erstarrung erwachte und sich langsam zur nächsten Bank, die nicht

fern von hier unter einem großen Nußbaume stand, hinschleppte.

Ein Wirbel von Gedanken und Empfindungen flutete durch ihre Seele, ihr schien, als müsse sie von einem Schlage ausruhen, als stehe sie am Wendepunkte ihres Lebens. Zorn und Empörung waren ihre vorherrschenden Empfindungen! Es wogte in ihr von Verachtung solchen Wankelmuts. Wie tief hatte er sie beleidigt!

Sehr bald sänftigten sich jedoch diese leidenschaftlichen Empfindungen, die mehr von ihrem allgemeinen weiblichen Gefühl, als von einem verletzten Herzen ausgingen. Mit Ueberraschung wurde sie sich bewußt, daß ihr Lebensglück nicht geschädigt sei. Erstaunt blickte sie in sich, und als sie sich nun weiter besann und in der neugeschaffenen Lage zurechtfand, sah sie mit seltsamer Bewegung, daß sie frei sei, daß sich der Irrtum ihrer Verlobung ohne ihr Zuthun — durch die gnadenreiche Führung, diesem Abscheulichen, Ebengeschauten beiwohnen zu dürfen — von selbst gelöst habe.

Ja, ihr schwesterliches Gefühl für Eberhard trat schon jetzt in seine alten Rechte, so daß sie, statt Tadel und Haß für den Irregeleiteten, mitleidige Sorge für ihn empfand. Wohin mochte die kleine Zauberin ihn noch locken? Sie hatte vom Weiterreisen gesprochen, er war hier gewesen, ohne die Generalin aufzusuchen, er lag also vollständig in den Banden dieser Verführerin. Welch leichtsinniger Thor er doch war!

Und solchem Schwankenden hatte sie ihr Schicksal anvertrauen wollen? Hätte er je die kräftige Stütze sein können, deren sie bedurfte? Nein — nun und nie! — Sie kannte einen Mann — einen ganzen Mann — doch still von ihm in dieser Stunde! Erschüttert war sie doch, diese Bewegung in ihr sollte erst ausklingen.

Als sie sich nun aber erhob, konnte sie nicht hindern, sich wie neugeboren zu fühlen. Eine tiefe, unbewußte Seligkeit quoll in ihr auf, sie hatte die Empfindung, als könne sie statt Schritt vor Schritt den Weg hinunter zurückzulegen, die Arme wie Flügel

heben, und nicht allein hinunter von dieser Höhe, sondern weit hinaus ins Blaue, in die heimatliche Ferne davonfliegen.

Der Generalin wollte sie von ihrem großen Erlebniß nichts mitteilen, sie zitterte vor der Möglichkeit, daß Cäcilie sagen könne: „Ein Bernsbach wie der Andere!“ und sie hatte ja doch trotz Allem Beide herzlich lieb. An Eberhard wollte sie schreiben, sobald sie seine Adresse wissen würde.

Drittes Kapitel.

Ein paar Tage später stand Eberhard von Bernsbach mit seinen Damen auf der Terrasse des Hotels de Luxembourg in Nizza, es war Morgen und die Baie des Anges, das weite Meer, die Küsten zu beiden Seiten, lagen strahlend in Sonnenglanz und Farbenpracht vor den Blicken der Beschauer.

Angesichts dieser Schönheit der Natur hätte eigentlich keine andere Empfindung im Herzen wohnen sollen als die eines glücklichen, dankbaren Genießens, und doch war der Lieutenant weit davon entfernt, harmlos befriedigt zu sein.

Zwar hatte Violette ihm noch ein paar Mal, wenn Jeannette fern war, kurze Augenblicke süßen Kosens geschenkt, er fühlte aber recht gut, obwohl er

es sich ungern gestand, daß dies in halb zerstreuter Weise geschehen war, und daß von großer Liebe ihrerseits keine Rede sei. Die leisen Zeichen von Zuneigung, auf die Eberhard immer gehofft, das zärtliche Erwidern eines Blicks oder Händedrucks, ein flüchtiges süßes Wort, vertrauliche Hingabe, hatte ganz gefehlt.

Er begann, wenn er nicht in ihrer Nähe weilte, sich zu fragen: was will sie mit mir? Bin ich lediglich ein Spielball ihrer Laune? Ist sie nur reizend und daneben ganz herzlos? Er war noch nicht abgekühlt, aber vielfach verletzt; ein Lächeln von ihren Rosenlippen glich dann freilich für den Augenblick Alles wieder aus.

Den zweiten Grund zur Sorge bildeten seine Geldverhältnisse. Einmal hatte Jeannette, welche die Kasse führte und ihm immer mehr als ein ehrliches, gutmütiges Geschöpf erschien, hundert Francs erstattet, das reichte aber längst nicht, seine Auslagen zu decken, und sein Baarvorrat schmolz zusammen.

„Was beginnen wir heute, Herr Reisemarschall?“

fragte Violette, sich mit holder Freundlichkeit zu Bernsbach wendend. „Wenn Sie nichts Besseres wissen, so lassen Sie uns einmal nach Monaco fahren.“

Im Grunde reizte auch ihn diese Partie und der dort winkende grüne Tisch, wiewohl er sich sagte, daß er vorsichtig sein müsse. Er erklärte sich also einverstanden; sie fuhren mit dem Hotelwagen zum Bahnhof und waren um elf Uhr in Monte-Carlo, der Haltestelle für das Kasino.

Ein herrlicher Garten nahm sie auf, sie spazierten in den Anlagen, welche sich um den felsigen Vorsprung herumziehen, besahen die prächtigen Räume des Kasino, frühstückten und langten endlich im Saale der Spielbank an.

Violette und Eberhard lehnten neben einander an dem gefährlichen grünen Tische. Sie zog ihr kleines Geldtäschchen von Perlmutter hervor und setzte ein Goldstück auf rouge, sie gewann, ließ stehen und gewann wieder, nun hob sie die Hälfte ab und setzte auf eine Nummer, Alles ging fort, ärgerlich flüsterte sie:

„Wir zwingen das Glück! mit geliehnem Gelde geht es besser, geben Sie mir einen Louis, Bernsbach!“

Er öffnete interessirt sein Portemonnaie und hielt es ihr hin, mit spitzen Fingern zog sie ein Goldstück hervor und setzte. Auch er versuchte sein Glück, das Spiel ging hin und her, bald hatten sie ein Häuflein Gold vor sich, bald war alles fortgeflogen, so daß sie wieder in die Tasche greifen mußten.

Ein paar Mal geschah es, daß Violette den Gewinn in ihren Beutel schob und zierlich, wie ein Kind Bonbon nascht, mit glänzendem Frageblick zu ihm aufsehend, aus seiner Geldtasche nahm. Er war viel zu gefesselt vom Spiel, um die Vorsicht zu bewahren, welche er sich vorgenommen, und wie hätte er gar ihr den Scherz wehren sollen, mit ihm in Kompagnie zu spielen?

Endlich bemerkte er mit Schreck, daß die Tasche, wo sein Geld steckte, leer war, erblassend trat er vom Tische zurück und sah, als er emporblickte, in die teilnahmsvoll auf ihn gerichteten Augen Jeanettes.

„Geben Sie, Bernsbach!“ rief Violette, sich eifrig zu ihm wendend.

„Bedaure, Mademoiselle, bin außer Stande —“ murmelte er heiser. Er besaß nur noch einen Hundertmarkschein und hatte doch Besinnung genug, den nicht zu wechseln.

Mit einem fast körperlichen Schmerz gewahrte er, wie ein spöttisches Lächeln ihre Lippen kräuselte, wie sie „Pauvrien“ murmelte und ihm den Rücken wendend, in den anstoßenden Saal trippelte. Jeanette eilte ihr nach und Eberhard folgte ihr langsam.

Er trat in eine der Fensternischen, die halb verdeckt von schweren Sammetvorhängen, ihm für den Augenblick einen abgeschlossen Winkel gönnten. Hier überlegte er, daß, wenn er rasch aufbreche, er an seinen hundert Mark noch reichlich genug habe, nach Montreux zu kommen, wo vielleicht die Generalin — oder eine Depesche nach Haus. Losreißen mußte er sich hier auf alle Fälle, so bitter ihm die Demütigung auch schien, seine Zahlungsunfähigkeit einzugestehen.

Vielleicht ließ sich auch ein Vorwand ersinnen, der seine Abreise erklärte.

Oder sollte er offen mit Jeanette sprechen und Ersatz seiner Auslagen verlangen? Es war nur so schwer noch festzustellen, was auf der Damen Anteil kam, und als Kavalier sträubte er sich gegen das Ungroßmütige solcher Abrechnung.

Während er, hastig seine Lage erwägend, in der Ecke des breiten Fensters lehnte, hörte er Jeanettes trockene Stimme ein paar Worte, die er nicht verstand, in entschuldigendem Tone sagen. Der helle Bühnensopran Violettes antwortete darauf:

„Was willst Du, Närrin, wenn man dem Vogel die Federn ausrupft, kann er nicht mehr fliegen, und daran liegt mir doch.“

„Ach, er ist so hübsch und gut,“ murmelte die Gefährtin.

„Dadurch muß man sich nicht fangen lassen, werden wir schwach, so sind wir verloren. Nur wer von uns seine volle Besinnung behält, bleibt dem

starken Geschlechte überlegen. Aber komm, laß uns hinaus. Er wird sich schon wieder zu uns finden.“

Als Eberhard, schwindelnd vor Erschütterung, aus seiner Nische hervortrat, war der Divan an der Spiegelwand neben dem Fenster leer. Die Damen verließen eben den Saal. Augenblicklich fühlte er sich nicht im Stande, den Beiden zu folgen, er mußte erst versuchen, den neuen verletzenden Eindruck, der alle seine peinlichsten Befürchtungen bestätigte, zu überwinden.

Eine ganze Weile brauchte er dazu, und immer kam er wieder auf den Punkt, daß eine möglichst rasche Trennung nötig sei.

Als er sich endlich aufraffte, sich nach seinen Gefährtinnen umzusehen und sie nirgend fand, erkannte er, daß der Fünfuhrzug, mit dem man hatte zurückfahren wollen, längst abgegangen sei. Er sagte sich mit einem Gefühl der Erleichterung: sie sind allein nach Nizza zurückgekehrt, ich folge ihnen so spät, daß ich sie heute nicht mehr aufzusuchen brauche,

morgen ein kurzer Abschied und diese abscheuliche Erfahrung liegt hinter mir!

Als Eberhard nach einer unruhig verbrachten Nacht am andern Morgen spät — es war ein Sonntag — sein Frühstück bestellte, trat der Oberkellner bei ihm ein und überreichte auf silbernem Teller eine Rechnung.

Bei des Lieutenants fragendem Aufblicken antwortete der Höfliche:

„Ich habe die Ehre, dem Herrn Baron Grüße von den Damen, die mit dem gnädigen Herrn reisten, auszurichten. Mademoiselle erhielt in aller Frühe eine Depesche, die ihre sofortige Abreise unumgänglich nötig machte, sie wollte nicht stören und ist mit ihrer Kammerfrau so eilig abgefahren, daß ein Begleichen der Nota unterbleiben mußte. Ich erlaube mir nun, dieselbe hier dem Herrn Baron vorzulegen.“

Eberhard erstarrte bei dieser Mitteilung, er brachte nichts hervor als ein: „schon gut,“ worauf sich der Oberkellner mißtrauisch blinzelnd zurückzog.

Was war das? Die offenbare, unverschämte

Prellerei? So arg hatte er sich Violette doch nun und nie gedacht; sollte nicht irgendwo ein Irrtum, ein Mißverständniß liegen?

Allein was konnte er thun? Die Zusammengehörigkeit mit den Schwindlerinnen ablehnen, ging nicht an, er war mit ihnen gekommen, hatte für sie bestellt, war gestern mit ihnen zusammen gewesen, man würde sich ohne Frage im Hotel an ihn halten.

Er musterte die Rechnung, seine eigene lag mit darin, zweiundneunzig Francs, fünfzig Centimes summirte er, kaum dreißig Mark würde also sein Baarvorrat bleiben. In dieser abscheulichen Lage begann er zu überlegen. Wenn er mit gleichgültiger Miene seinen Hundertmarkschein hinwarf und zahlte, verschaffte er sich für einige Tage Kredit, konnte an irgend Jemanden telegraphiren und sich Geld schicken lassen; bis das ankam, mußte er sich hier auf alle Fälle halten, anderwärts fand er noch weniger ohne Mittel Aufnahme. Es konnte ihn auch eine Geldsendung verfehlen, wenn er unvorsichtig die Rückreise antrat. Ja, es war das Gescheidteste, an Sylow zu

telegraphiren, daß er ihm einen Vorschuß von hundertundfünfzig Mark verschaffe und eilig zusende. Sylow mußte jetzt in Frankfurt sein.

Als Bernsbach, großartig wie ein Millionär, im Komptoir des Hotels die Rechnungen bezahlte, erfuhr er, daß das Telegraphenbureau sich neben der Präfektur, Rue du Pont Neuf befinde, an Sonntagen aber nur von sieben bis zwölf Uhr und Nachmittags von vier bis sechs Uhr geöffnet sei, es war in wenigen Minuten zwölf Uhr, so mußte er bis zum Nachmittage warten. Im Hause hielt er es indeß nicht aus, von Ungeduld getrieben, eilte er hinaus.

Auf der Promenade des Anglais und im Jardin Public wimmelte es von eleganten Leuten, Musik ertönte, und die ganze Umgebung atmete sorglose Heiterkeit.

Eberhard empfand das Bedürfniß, dem auszuweichen, er bedurfte der Einsamkeit nnd der Sammlung, sein Empfinden hatte unter der Behandlung, die ihm von Violette zu Teil geworden, schmerzlich

gelitten, er wollte die Stadt verlassen und bis vier Uhr eine stille Promenade aufsuchen.

Vom Boulevard Carabacel stieg Eberhard auf schöner, von Palmen, Orangen und Agaven bekränzter Fahrstraße bergan. Bei einem altertümlichen Klosterbau rastete er und blickte, im Schatten einiger Cypressen auf den nächsten Mauervorsprung gelehnt, nach der malerisch gelegenen Stadt zu seinen Füßen und über das schimmernde Meer hinaus.

Die Schönheit der Umgebung wirkte aber kaum auf ihn, er fühlte sich verstört und freudlos und versank in reumütige Gedanken.

Zum ersten Male überwog jetzt die Empfindung, wie unrecht und treulos er gegen Asta gehandelt habe. Mochte er sein Verhalten auch selbst mit den alten Ausreden beschönigen wollen, daß seine Liebe zu der Braut etwas ganz Anderes sei, als die Tändelei mit der reizenden Naiven, sein besseres Ich sagte ihm doch, daß er hier ein Gefühl verschwendet habe, welches er seiner Braut schuldig geblieben sei.

Asta hatte aber auch nie etwas von den Empfindungen in ihm angeregt, die ihn in Violettes Nähe um alle Ueberlegung gebracht. Liebte er seine treffliche Cousine doch vielleicht nicht recht? Er konnte sich nicht denken, wie er vor ihrem klaren Auge bestehen, wie er sich wieder mit ihr einleben werde.

Geschrei und Rädergerassel schreckten ihn auf; die Straße machte hinter ihm eine starke Biegung, ein offener Wagen mit durchgehenden Pferden schoß um die Ecke, Frauen kreischten in demselben, der Kutscher wurde eben vom Bock geschleudert. Gelang es nicht, das Gefährt aufzuhalten, so stürzte Alles den Abhang hinunter.

Eberhard warf sich ohne Besinnen den Pferden entgegen; er war gewandt, kräftig und wußte mit den Tieren umzugehen.

Einen Augenblick hing er — selbst gefährdet — am Kopfzeuge des nächsten Gauls, da gelang es ihm, die Richtung des abschießenden Wagens zu verändern und in das jenseitige Gestrüpp von wilden Feigen zu

lenken. Hier standen die Pferde schnaufend und zitternd still.

Der alte Diener, der sich auf dem Bock angeklammert, kletterte eilig herunter, auch der Kutscher hatte sich in die Höhe gerafft und kam, auf seine Tiere scheltend, herbeigehinkt.

Eberhard trat an den Wagen, in welchem zwei Damen saßen, die Jüngere hielt eine Weißhaarige, halb Ohnmächtige in den Armen. Aber — o freudige Ueberraschung! Das war ja seine verehrte alte Gönnerin, Mademoiselle Valerie de Rambert mit ihrer Jungfer!

„Welch ein Glück, Mademoiselle, daß ich Ihnen in dieser unangenehmen Lage helfen konnte! Seien Sie jetzt ganz außer Sorge, die Pferde stehen, Kutscher nnd Diener halten sie am Kopf.“

„Ah, ah — Sie, mein Freund — mein guter Engel“ — Valerie hatte auch ihn sogleich erkannt. Sie verlangte auszusteigen, zu gehen und vermochte doch kaum sich zu erheben.

„Wir sind eine Wegstunde von Nizza entfernt, Mademoiselle, die Strecke zu Fuß zurückzulegen, wird

Ihnen unmöglich sein, ich hoffe, Sie dürfen sich bei einiger Vorsicht Ihrer Equipage ferner anvertrauen. Ich kann gleich Alles selbst nachsehen."

Nun wollte sie ihn aber keinen Augenblick loslassen, sie hatte sich sofort an seinen Arm geklammert, und es gehörte einige Ueberredungskunst dazu, bis sie nur gestattete, daß Eberhard sie so lange verließ, um Wagen und Zäumung zu untersuchen. Endlich geschah es, er fand die Pferde beruhigt, den Kutscher voller Entschuldigungen und ihn, so wie den Diener, erbötig, so lange die Straße noch abfiel, die Pferde am Kopf zu führen.

Eberhard gab seiner bebenden Freundin die bestimmtesten Erklärungen völliger Sicherheit. Nun aber mußte er sich neben sie setzen, sie griff nach seiner Hand, sobald nur ein Steinchen im Wege den Wagen erschütterte und befand sich in der peinlichsten Aufregung.

Endlich war man unten in der Allee angekommen. Kutscher und Diener stiegen auf und dann ging es nach dem Hotel des Anglais, wo Mademoiselle

wohnte. Dieser erste Gasthof von Nizza lag ganz nahe bei Bernsbach Hotel de Luxembourg, am Meere.

Die alte Französin nahm Eberhards Arm, auf den sie sich schwer und zitternd lehnte und bat ihn, sie hinauf in ihr Zimmer zu begleiten. Sie sagte ihm, wärend er sie mit Hülfe des Dieners die Treppe hinauf mehr trug als führte, er dürfe sie nicht verlassen, sie bitte ihn, ein paar Minuten im Salon zu verziehen, nur ein Augenblickchen zur Toilette, dann wollten sie plaudern, Jean werde für Erquickungen sorgen, und sie freue sich recht auf die gute Stunde seiner lange nicht genossenen Gesellschaft.

Mademoiselle de Rambert hatte hier wie in Frankfurt die besten Räume im ersten Stock inne. Eberhard stand auf dem Balkon und pries sein Glück, die treffliche alte Dame getroffen zu haben, ihr konnte er seine Verlegenheit anvertrauen, von ihr würde er ruhig ein kleines Darlehn annehmen.

Jean erschien und bat ihn bei Mademoiselle einzutreten.

Es war ein fast noch eleganterer Raum als im

„Hotel de Russie“ Gobelintapeten, Schnitzereien, Vergoldungen, kostbare Stoffe und Teppiche wohin man sah und dazu jenes gedämpfte Licht, welches der alten Dame vorteilhaft erscheinen mochte.

Sie lag auf einer mit Tigerfellen bedeckten Ottomane; ein Halbnegligé von hellem, fliederfarbenem Damast mit Geriesel von Spitzen besetzt, verhüllte ihre eckigen Glieder. Kostbare weiße Spitzen hingen ihr wie eine spanische Mantille über Kopf und Schultern.

So sichtlich sie, trotz ihrer Schwäche, sich für ihn wie sie es nannte „arrangirt“ hatte, so wurde er doch von dieser Schaustellung durchaus nicht abgestoßen. Sie war ihm im Wagen, wo er sie angstverzerrt und gleichgültig gegen ihre Erscheinung gesehen, fast fremd erschienen, hier fand er seine anmutige alte Freundin in ihrer Eigenart wieder, und das that ihm wohl.

Mademoiselle Valerie wurde von ein paar kirschroten Atlaskissen im Rücken gestützt, die ihrer hellen Gestalt zur Folie dienten, sie versuchte den Spitzenfächer, den sie in der Linken hielt, auf alte Weise

zu schwingen, allein die Bewegung fiel kraftlos aus. Auch ihr Lächeln, mit dem sie zu ihm empor blickte, war rührend matt, es lag etwas Verfallenes, Hülfloses in der ganzen Erscheinung der noch vor kurzem so Lebensfrischen. Sie bot ihm ihre kleine runzlige Hand, auf die er warme Küsse drückte.

„Ich hoffe, der Unfall wird Ihnen nicht schaden!“ Dieser Ausruf drängte sich ihm im Ton herzlicher Sorge auf die Lippen.

„Mein Lebensretter, mein liebenswürdiger Kavalier ohne Furcht und Tadel —“ ihre Stimme erlosch.

Jean brachte ein großes silbernes Brett mit allerlei Erfrischungen, er rollte ein Tischchen heran und im Nu war das Frühstück angerichtet. Die alte Dame trank Wein und erholte sich danach, Mienen und Stimme wurden frischer, sie genoß noch ein wenig von diesem und dem, redete ihrem jungen Freunde unter Erwähnung der Anstrengungen die er überstanden, zu, und als Jean abgenommen hatte, waren sie in ähnlichem artig angeregtem Verkehr miteinander, wie früher in Frankfurt.

Nun forderte sie ihn auf, ihr zu erzählen wie es ihm ergangen sei und wie er hierher komme.

Da that er denn in vollem Vertrauen sein bedrängtes und gequältes Herz auf und berichtete ihr, vielleicht offener als er es seiner eigenen Mutter gethan haben würde. Es sagte ihm sein Gefühl, daß die zierliche Alte ihm gegenüber wohlerfahren in Liebeshändeln und nachsichtig geartet sei. Er erzählte ihr von seiner Verlobung mit Cousine Asta, wodurch er ihren lebhaften Beifall hervorrief und kam dann auf seine Reise, die, wie er offen gestand, teilweise durch Violettes Brief veranlaßt sei. Er schilderte sein Wiedersehen mit der Verführerischen, was Mademoiselles höchstes Interesse erweckte und verweilte mit der frischen Erregung, die noch in ihm zuckte, bei dem gestrigen Ereigniß und der heutigen heimlichen Abreise der Damen.

Seiner Verlegenheit gedachte er nur andeutungsweise, er wollte nicht gleich mit einer Bitte hervortreten, es war ihm plötzlich unmöglich, däuchte es ihm doch, als könne es den Anschein gewinnen, daß

er für den ihr geleisteten Dienst eine Belohnung beanspruche.

Mademoiselle de Rambert war mit ihm tief betrübt über die Täuschung, welche er erfahren; der Gedanke, daß er dies lockende Abenteuer mit der reizenden Naiven Astas wegen habe verschmähen sollen, schien ihr fern zu liegen, ebenso dachte sie durchaus nicht an eine Störung seiner Verlobung. Die unbegreifliche Thatsache, daß Violette ihn so schnöde habe verlassen können, beschäftigte sie am meisten, und sie beklagte ihn deshalb von ganzem Herzen. Ihr volles Verständniß, so wie ihr milder Zuspruch thaten Eberhard gut, und als er sich von seiner alten Freundin mit einem: „auf Wiedersehen, morgen,“ trennte waren sie innerlich einander näher gekommen.

Eberhard verschob es an Sylow zu telegraphiren, in ernstliche Verlegenheiten konnte er nun nicht mehr geraten, wenn er morgen zu Valerie ging, wollte er sich ein Herz fassen und ihr seine üble Lage eingestehen.

Nachdem er kaum eine Stunde daheim in seinem Hotel gewesen, trat Jean mit einem jener duftenden

rosenfarbenen Briefchen bei ihm ein, die er schon öfter von der alten Gönnerin empfangen.

Er setzte sich an das Fenster, um den Brief zu lesen; was mochte ihr nachträglich für ihn in den Sinn gekommen sein?

Als er den Umschlag öffnete, fielen ihm zwei Tausendfranken Scheine auf den Schooß, und er las mit eben so viel Ueberraschung wie Rührung:

„Lieber Monsieur de Bernsbach!

Meine graziöse Landsmännin hat Ihnen in böser Absicht die Schwingen ausgerupft, damit Sie ihr nicht nachfliegen können. Ich halte es für eine Gunst des Schicksals, Ihnen Ersatz und die Möglichkeit zu freier Bewegung darzubieten.

Ich hoffe nicht, mein Sohn, daß Sie ungern von mir annehmen und füge nur noch die Bitte hinzu, meine Abneigung gegen geschäftliche Unterhaltungen zu achten und dieses Briefchen mit Stillschweigen zu übergehen.

Ihre stets dankbare Schuldnerin

Valerie de Rambert.“

Zarter und großmütiger hätte die gütige Alte ihm nicht helfen können! Eberhards erster Impuls war: hin zu ihr, ihr auf den Knieen zu danken, ihre lieben Hände zu küssen!

Dann aber erkannte er, daß sie einen derartigen Ansturm gerade vermeiden wollte. Sie hatte ihm schon früher bewiesen, daß ihr feines Empfinden sie vor jeder offnen Erwähnung ihrer Freigebigkeit beschämt zurückbeben ließ. Er konnte nichts anderes thun, als nach ihren Wünschen handeln, sie gönnte ihm ja auch bis morgen Mittag Zeit sich zu sammeln.

So drückte er nur die mit schwacher, zitternder Hand geschriebenen Zeilen an seine Lippen und vertiefte sich in allerlei Gedanken und Pläne, die angenehmer waren als jene, welche ihm die letzten Tage gebracht. Valeries Geschenk hatte ihm ja in der That Schwingen gegeben.

Es fiel ihm aber nicht ein, Violette zu verfolgen, selbst wenn er gewußt hätte, wo er sie suchen sollte, würde er es verschmäht haben, sie wiederzusehen, die letzten Erfahrungen hatten ihn gründlich von seiner

Verblendung geheilt. Er wollte hier bleiben so lange er konnte, und so lange Valerie es wünschen mochte, als ihr treuer Sohn und Kavalier.

Abends ging er auf der Promenade des Anglais unter den Fenstern des Hotels seiner großmütigen Freundin auf und ab und sah wie ein schmachtender Liebhaber zu ihr empor, in ihrem Zimmer brannte aber nur ein schwaches Nachtlämpchen, sie hatte sich nach den Gefahren und Aufregungen der Fahrt gewiß früh zur Ruhe begeben, er war ja Zeuge ihrer Erschöpfung gewesen.

Am andern Morgen, ehe noch die Zeit herangekommen war, in der er zu Mademoiselle de Rambert gehen konnte, klopfte es an seine Thür, und zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen trat Jeanette, die derbe Gefährtin seines treulosen Flüchtlings bei ihm ein. Er fuhr mit einem Laut der Ueberraschung empor: „Ich dachte Sie nie wiederzusehen, Mademoiselle!“ rief er schroff.

„Der Schein war gegen uns, Monsieur de Bernsbach, ich gebe das zu, komme jedoch Sie aufzuklären.“

Er bot ihr einen Platz auf seinem Sopha und setzte sich ihr gegenüber.

„Unsere Abrechnung nachher, jetzt, wo für Violette alles entschieden ist, halte ich es für Pflicht, wenn meine kleine leichtherzige Schwester es auch unnötig fand, ihnen offen den Stand der Dinge mitzuteilen. Ja, staunen Sie nur, wir sind wirklich Schwestern, wenn auch nur Halbgeschwister. Unser Vater war Friseur in Lausanne, seine zweite Frau, Violettes Mutter, ist eine deutsche Schweizerin, daher plappert die Kleine ein so gutes Deutsch. Unsere Eltern siedelten vor fünf Jahren nach Paris über, wo der Vater Gelegenheit fand, in ein Geschäft einzutreten und Violette sich alsbald der Bühne widmete. Ich ging mit ihr, denn sie brauchte eine Gefährtin. Sie hatte Erfolg und war klug und kühl genug sich ihre Liebhaber fern zu halten, auch der Marquis de Rambert ist ihr nicht näher gekommen, als sie wollte. Sie wissen ja, daß der Alte sie für einen ganz bestimmten andern Zweck mit sich führte, ich war auch auf jener Reise ihre Begleiterin, wenn gleich nicht

im selben Coupé. Die Sache, um welche es sich handelte, sahen wir nach des Marquis Schilderung als berechtigt, und seinen Eingriff als feine List an, bei der man getrost helfen konnte. Wir trennten uns bald von ihm und haben ihn in Paris kaum wiedergesehen.

Als vor sechs Wochen das Gastspiel in Genf begann, that sich von Anfang an Monsieur André Palvadeau als begeisterter Verehrer Violettes hervor, er beging alle möglichen Thorheiten, um sich ihr bemerklich zu machen und gab, als er Einlaß bei uns gefunden, Violette zu Ehren ein Fest auf seinem herrlichen zwischen Versoix und Coppet gelegenen Landsitz ‚Mon repos.‘ Wir, an den Ufern des Léman geboren, kennen nichts Schöneres als diese lachenden Gestade, allein die Lage von ‚Mon repos,‘ auf sanfter Anhöhe am See, angesichts der Montblanckette, rechts hinaus Genf, hinter der Besitzung die Höhenzüge des Jura, übertrifft doch alles, was wir je gesehen. Dazu ist das Schlößchen, welches sich Andrés Vater, ein reicher Fabrikant, gebaut, ein wahres

Schmuckkästchen, und der Park mit seinen Boskets, Springbrunnen und sanft abfallenden Rasenflächen ein kleines Paradies. Noch als wir dort waren, flüsterte mir Violette zu: ‚hier will ich wohnen, ich werde André heiraten!' Ich blieb dieser Versicherung gegenüber ungläubig und sah auch nur, daß Violette kühler und zurückhaltender gegen ihren Liebhaber wurde, eben dadurch aber ihn mehr und mehr fesselte. Monsieur Palvadeau ist der einzige Sohn, sein Vater todt, aber seine Mutter galt für eine strenge, etwas hochfahrende Dame, und seine Verlobung mit der Tochter einer befreundeten Familie schien nahe bevorzustehen. Es entspann sich nun ein hinundher von anziehen und loslassen, André verstrickte sich völlig und endlich wurden die Beiden einig.

Er wünschte keine Veröffentlichung ihres Verhältnisses aus Rücksicht auf seine Familie, und Violette fand es für ihren Bühnenerfolg auch besser, als frei zu gelten. Uebrigens stand der Verwirklichung ihrer Hoffnungen noch ein ernstes Hinderniß im Wege.

Andrés Vater hatte in seinem Testamente die Bestimmung getroffen, daß, wenn der Sohn sich ohne Zustimmung der Mutter vermähle, diese ‚Mon repos‘ zu freier Verfügung behalten solle. Und wenn André den herrlichen Landsitz nicht bekam, was lag Violette dann an dieser Heirat? Sie war indeß klug genug, ihre wirkliche Meinung für sich zu behalten und nur zu erklären, daß sie ohne volle Zufriedenheit seiner Mutter nie mit ihm glücklich werden könne und dann lieber auf ihre Vereinigung verzichte.

Mittlerweile hatten sie Beide schon die nötigen Papiere in Ordnung gebracht, so daß ihrer Verbindung eben garnichts mehr im Wege stand als jene Zustimmungserklärung der Madame Palvadeau.

Ob nun, wie Violette meinte, André in der Sicherheit des Besitzes abkühlte, ob die Mutter damals wirklich nicht zu gewinnen war, kurz, die Angelegenheit kam eher zurück als vorwärts. In Genf gab es Niemanden, mit dessen Bewerbung man den jungen Palvadeau zu eifersüchtigem Wetteifer und zu den äußersten Anstrengungen hätte reizen können.

So groß, wie Sie gesehen, auch die Schaar von Violettes Verehrern war, mit dem reichen André, der als bevorzugt galt, trat keiner in die Schranken.

Da verfiel Violette auf das Auskunftsmittel, Sie kommen zu lassen. Der Erfolg gab ihrem anschlägigen Kopfe recht, der blonde deutsche Baron war eine Persönlichkeit, die Palvadeau aufstachelte. Er begann sich wieder mehr um Violette zu bemühen.

Als nun die Vorstellungen in Genf zu Ende gingen, spielte Violette ihren letzten Trumpf aus; sie schrieb einen rührenden Abschiedsbrief an André, sagte ihm, sie sehe ein, daß er sie nicht genug liebe, um seine Mutter zu ihren Gunsten zu stimmen, so müsse sie denn auf ihr Lebensglück verzichten. Sie kehre gebrochenen Herzens nach Paris zurück. Mr. le Baron de Bernsbach biete sich ihr als Reisebegleiter an, und sie sehe keinen Grund, das ehrfurchtsvolle Entgegenkommen dieses ausgezeichneten Kavaliers abzulehnen. Sie wolle sich drei Tage Aufenthalt in Nizza gönnen, falls er ihr noch eine frohe Botschaft

zu bringen habe, sie sei im Hotel de Luxembourg während der angegebenen Zeit zu finden, sonst müsse Alles zwischen ihnen aus sein.

Sie können sich wohl denken, Monsieur de Bernsbach, daß wir uns hier in der allergrößten Spannung befanden. Endlich, am frühen Morgeu nach unserm Monaco-Ausfluge, kam die ersehnte Depesche von Andrè Palvadeau aus Genua. Er telegraphirte:

„Alles in Ordnung, komm Geliebte, Trauung kann noch heute hier stattfinden.“

Wir hatten nur knapp Zeit, um vor Abgang des nächsten Zuges den Bahnhof zu erreichen. Ich war ohnehin entschlossen zurückzukehren und Ihnen diese Aufklärungen zu geben, so verwiesen wir den Oberkellner an Sie und reisten ab.

In Genua empfing uns Monsieur Palvadeau als Sieger; er hatte vor seiner Mutter einen Fußfall gethan und ihr Herz mit der Erklärung erweicht, daß sein Lebensglück an dem Besitz des edlen Wesens

hänge, welches ohne den Segen der Mutter nicht sein werden wolle. Die gerichtlich beglaubigte Erklärung ihrer Zustimmung zu seiner Vermählung mit Mademoiselle Violette Ladouce war endlich errungen worden.

Palvadeau hatte in Genua einen Verwandten unter der Geistlichkeit, die beiderseitigen Papiere waren in bester Ordnung, so stand ihrer sofortigen Verbindung wirklich nichts im Wege. André mochte es vielleicht ebenso angenehm gefunden haben, mit Ihnen in keine persönliche Berührung zu treten, weshalb er telegraphirte, es war auch so der kürzeste Weg, um zum Ziel zu gelangen.

Gestern gegen Abend ist die Ehe der Beiden in der Kirche St. Stefano von des Bräutigams Vetter eingesegnet worden, das junge Paar ist heute nach Rom abgereist, ich befinde mich auf dem Wege nach Paris, um Violettes Verbindlichkeiten beim Theater zu lösen und unsere Eltern zu benachrichtigen; es erschien mir jedoch als eine dringende Pflicht, Sie zuvor wiederzusehen, Ihnen offen den Sachverhalt

mitzuteilen und Ihre Vergebung für mein leichtsinniges Schwesterchen zu erbitten."

„Sie sind sehr gütig, Mademoiselle," erwiderte Eberhard, der gefesselt und erregt ihren Mitteilungen gefolgt war, „mein Gefühl für sie, die so verletzend mit mir gespielt hat, ist natürlich kein sonderlich freundliches; da unsere Wege sich aber hoffentlich nie wieder kreuzen werden, kann ich die ganze Angelegenheit als abgethan betrachten und Madame Violette Palvadeau ihrem erheirateten Landsitz und sonstigen Annehmlichkeiten ohne Groll überlassen."

Jeanette verlangte nicht mehr, sie kam dann noch auf seine Auslagen, die sie erstatten wollte.

Er besaß nun die genügenden Mittel, um sich groß zu zeigen und erklärte, die Damen als seine Gäste angesehen zu haben, worauf das ehrliche Mädchen etwas beschämt und unter Versicherung der lebhaftesten Dankbarkeit für des Herrn Barons Großmut, sich empfahl.

Eberhard ging im Zimmer auf und ab und verarbeitete die empfangenen Eindrücke.

Endlich blieb er stehen und lachte spöttisch auf: „Ich eitler Thor!“ sprach er zu sich selbst, „trotz der harten Lehre damals in Frankfurt habe ich mich, in der Meinung, sie liebe mich, doch wieder einfangen lassen! Eine Motte, die ins Licht geflogen und froh sein kann, sich nicht ärger versengt zu haben. Eine bittere Erfahrung mehr, aber sie soll mir nützlich sein!“

Er beglückwünschte sich, daß aus der Neigung, dem Spielen mit der Gefahr, keine sinnverwirrende Leidenschaft geworden sei, wußte er doch schon aus mannigfachen Erfahrungen, wie beherrschend und zerstörend Leidenschaft wirkt.

Daß in seiner Seele, welche enger und flacher gebildet war als die seines Onkels, sich zur Entwicklung einer gewaltigen, das ganze Leben beherrschenden Empfindung und That kein Raum fand, ahnte er nicht, er kam nur zu einer anerkennenden Zufriedenheit mit seinem Ich.

Ein schmerzlicher Gedanke, eine Frage, auf welche

er noch keine Antwort wußte, drängte sich ihm dann in den Vordergrund — Asta!

Es bereitete ihm Pein an die Reine, Warhaftige zu denken. Durfte er ihr sein Abenteuer, seine leichtsinnige Schwachheit verschweigen? Mitteilen konnte er das Vorgefallene aber gar nicht, sie würde kein Verständniß und nicht die geringste Entschuldigung dafür in sich finden. Asta kam ihm plötzlich in ihrer ganzen Eigenart so hoch und fremd vor, daß er sich nicht mehr mit ihr zusammendenken konnte.

Endlich besann er sich und fand sich in die Gegenwart zurück, es nahte die Stunde, in der er zu seiner alten Wohlthäterin gehen durfte. Wenn er ihr auch seinen Dank nicht aussprechen sollte, so wollte er denselben durch Sohnestreue bethätigen.

Als Eberhard in das Hotel des Anglais trat, eilte ihm Jean mit bestürzter Miene entgegen, „ist etwas Besonderes geschehen?“ rief der Lieutenant ihn an.

„Mademoiselle hat einen Zufall, ich laufe zum Arzt!“ und fort war er.

Eberhard sprang die Treppe hinauf und ging ohne Bedenken, getrieben von herzlicher Sorge, durch den Salon an die Thür zu der Rambert Zimmer, wo er zögernd und leise eintrat.

Fleurette, die Zofe, neigte sich über das Prachtbett ihrer Dame, in dem die Alte wachsbleich und besinnungslos lag.

Eberhard trat scheu heran und winkte das Mädchen zu sich. „Wie ist der Krankheitsanfall gekommen, dauert er schon länger?" flüsterte der Erschrockene.

Die Zofe berichtete, daß Mademoiselle gewöhnlich erst spät um ihre Chokolade klingele, die sie ihr ins Bett bringe; als heute bis gegen Mittag Alles ruhig geblieben sei, habe sie es gewagt, ungerufen einzutreten und ihre Dame in diesem Zustande gefunden. Sie sei von dem Unfall mit dem Wagen gestern sehr angegriffen gewesen, und diese Erkrankung werde wohl die Folge sein.

Eberhard saß am Bette und wartete die Ankunft des Arztes ab. Nachdem derselbe die Kranke untersucht hatte, erklärte er dem teilnehmenden

jungen Freunde, den er für einen nahen Verwandten hielt, eine Nervenlähmung sei eingetreten, bei dem hohen Alter der Dame könne von Aussicht auf Wiederherstellung kaum die Rede sein. Vielleicht werde bei dem bald zu erwartenden Ende das Bewußtsein noch einmal aufflackern, mehr dürfe man nicht hoffen.

Der Arzt ging, und Eberhard blieb mit den beiden Dienern bei der Kranken zurück. Er nahm sich vor, sie nicht zu verlassen, wußte er doch, daß sie ihn auf ihre Art lieb gehabt, nun sollte sie den Beistand einer dankbaren Seele in ihrem letzten Stündlein an ihm finden und nicht allein mit den Dienern bleiben, mochten diese der gütigen Herrin auch in Treue ergeben sein. Er harrte also den ganzen Tag teils neben ihrem Lager, teils im Vorzimmer aus.

Gegen Abend wurde die Kranke unruhig, der Arzt kam noch einmal und erklärte, daß das Ende herannahe, Eberhard wich nicht von der Sterbenden Seite.

Als es schien, als ob sie sich aufzurichten wünsche,

legte er seinen Arm um den zuckenden Körper der Greisin und unterstützte sie liebreich.

In diesem Augenblicke schlug sie die Augen auf, das verbindliche Lächeln, welches er so gut kannte, glitt über ihr Gesicht, die Linke versuchte unwillkürlich jene runde Bewegung, welche sie mit dem Fächer so oft ausgeführt hatte, er sah, sie erkannte ihn, und diese Wahrnehmung that ihm wohl.

„Mut, teure Freundin," flüsterte er, „ich bleibe bei Ihnen!"

Wie ein Sonnenstrahl ging es über die aschfahlen Züge, die Lider fielen ihr zu, ein leiser Seufzer, ein Dehnen des Körper folgte, und Valerie de Rambert hatte geendet. Einen Augenblick hielt er sie noch im Arm und sah mit Befriedigung auf den freundlichen Ausdruck, mit dem sie entschlafen war, dann legte er sie sacht in das Kissen zurück und wandte sich zu Jean und Fleurette, die mit den gefalteten Händen am Bette standen.

„Eure gütige Herrin ist entschlafen," sagte er feierlich, „Gott schenke ihr Frieden!"

Die beiden Leute fingen leise an zu weinen und zu beten, und Eberhard fühlte, wie auch seine Augen feucht wurden. Er kam sich ganz fremd vor, ihm war noch nie so furchtbar Ernst zu Mut gewesen wie eben jetzt.

Während das Mädchen bei der Leiche ihrer Herrin beschäftigt war, stand Eberhard in der Fenster-nische des Sterbezimmers und beriet mit Jean über das, was nun zu thun sei. Sie sprachen über Anzeige bei Wirt und Behörde und die Vorbereitungen zur Beerdigung.

Jean erklärte, er müsse vor allen Dingen an den nächsten Verwandten seiner Dame, an ihren Neffen, den Herrn Marquis Alphonse de Rambert, nach Paris telegraphiren. Hätte Mademoiselle auch dem Herrn Marquis gezürnt, so werde er doch wohl ihr Erbe sein und rasch herkommen wollen.

Eberhard konnte nichts dagegen einwenden, nahm sich aber vor, jenen elenden Betrüger, der ihn in so bittere Not gestürzt, nicht wiederzusehen.

Ramberts Antwort traf in aller Frühe des

nächsten Tages ein und stellte seine Ankunft für den Abend in Aussicht. Bis dahin that Eberhard Alles, was eines nahen Verwandten Pflicht gewesen wäre.

Die Todte lag in Seide und Spitzen gekleidet, von Blumen und Lichtern umgeben, aufgebahrt in ihrem Salon, als Eberhard mit einigen Rosen in der Hand herantrat, ihr Lebewohl zu sagen. Bewegt von Dankbarkeit stand er an ihrem Sarge, sah wehmütig ernst auf das kleine wachsfarbene Gesicht und legte ihr die Rosen auf die Brust.

In derselben Stunde verließ er Nizza, um endlich das lange Versäumte nachzuholen, und die Generalin von der Hardt in Montreux aufzusuchen.

Viertes Kapitel.

Asta war von dem Auftritt, dessen unfreiwillige Zeugin sie im Bosquet de Julie gewesen, tief und nachhaltig erschüttert. Er hatte sich doch schwer an ihr vergangen und hätte eigentlich nichts als Haß und Verachtung für seinen abscheulichen Treubruch verdient. Wenn er ihr noch gesagt oder geschrieben hätte: ich liebe Dich nicht mehr, mein Herz ist zu der reizenden Französin zurückgekehrt, sie ist an jenem Betruge unschuldig, Alles hat sich aufgeklärt, und nun will ich mich, wenn Du mich frei giebst, ihr verloben. Dann würde sie ihm nicht im Wege gestanden, ihm gern sein Wort zurückgegeben haben.

Gern? — Ja gewiß, aber weshalb? — War auch in ihr die Treue nicht ohne Wanken gewesen? Da lag der Knoten — durfte sie ihm mit der vollen

moralischen Entrüstung entgegentreten, die er verdiente? Sie haßte ihn auch gar nicht, den Leichtsinnigen, er war und blieb ihr alter guter Vetter, um den sie sich lebhaft sorgte.

Sie hatte, so lange sie denken konnte, Eberhard zu nahe gestanden, um irgend etwas, das ihn betraf, leicht zu nehmen. Da war wieder eine Leidenschaft, die verhängnißvoll werden konnte. Eine Leidenschaft, wie die, von der die Dornée gesprochen, daß sie ihren Vater vom Wege der Pflicht verlockt und soviel Jammer und Elend gebracht hatte. O, wenn sie den treulosen Verlobten doch hätte erreichen, wenn sie ihn aus seinem Schlafwandel am Abgrund wecken, ihn warnen könnte!

Diese Gedanken beschäftigten Asta neben andern freundlicheren Bildern — denen sie nicht Raum zu geben wagte — in den nächsten Tagen so unaufhörlich, daß sie kaum bemerkte, wie auch die Generalin still und zerstreut neben ihr saß.

Jede war innerlich zu beschäftigt, um Ansprüche an der Andern Unterhaltung zu erheben.

Cäcilie fühlte sich wunderlich aufgescheucht, durch dies herzbewegende Wiedersehen mit dem geliebten Kinde, das sie in der ihr eignen Treue immer als sich gehörig betrachtet hatte.

In den langen Jahren des Alleinlebens nach ihres Bruders Tode, war viel in ihr verblaßt und erstarrt. Wohlthätige Schleier hatten sich über die krassen Bilder der Vergangenheit gebreitet; sie konnte Tage in leidlicher Zufriedenheit verleben, in denen sie kaum an ihre abgeschlossene Leidenszeit dachte, jetzt war plötzlich Alles wieder aufgewühlt worden.

Des Mädchens Erregung an Antons Grabe, ihr heißes Flehen um Vergebung, wollte der Generalin nicht aus dem Sinn, und so weit sie auch die Möglichkeit, Asta zu willfahren von sich wies, bohrte die innere Gegenwehr doch in Cäciliens Seele und schleuderte sie in die furchtbarsten und bewegtesten Zeiten ihres Leben zurück.

Asta hatte Fränzchen bei Madame Sasquin aufgesucht und das lustige Ding sehr kleinlaut gefunden. Die Schwestern konnten nicht unbefangen

miteinander sprechen, denn die Institutsvorsteherin war während der Empfangsstunde im Salon anwesend, in dem noch andere Besuche kamen und gingen.

„So bald ich hinaus darf," flüsterte Fränzchen unmutig, „laufe ich zu Euch, die Großmutter ist gewiß netter, als hier unsere scheinheilige Eule."

Diese ganz natürliche Anmeldung von Seiten der Kleinen, gab Asta auf dem Rückwege vom Pensionat zu denken. Würde die Generalin Blanka's Tochter empfangen wollen? Und konnte sie sich wundern, wenn die gekränkte Frau ablehnte?

Asta mußte mit Frau von der Hardt sprechen, es wurde ihr schwer, nach dem neulichen Auftritt auf dem Friedhofe, wieder an die Vergangenheit zu rühren, allein sie hatte doch zu fragen, ob Fräncis, die Tochter Blanka's, das Haus betreten dürfe.

Die beiden Damen saßen nach dem Frühstück auf der Veranda, morgen war Sonntag, dann würde die Schwester vielleicht Erlaubniß bekommen auszugehen. Zagend brachte Asta ihr Anliegen vor.

Auf der Generalin blassem Gesicht zuckte es. Blanka's und seine Tochter! Asta meinte die Gedanken kommen und gehen, den Kampf zwischen bitterer Gegenwehr und Milde sich vollziehen zu sehen, endlich sagte Cäcilie:

„Du siehst, es wird mir schwer einzuwilligen, Und vielleicht ist meine Abneigung, die Kleine zu empfangen, nicht unberechtigt. Allein, soll ich in die reine Seele dieses Kindes eine Ahnung von dem Unrecht werfen, welches zwischen mir und ihren Eltern steht? Sie ist noch zu jung, um solch schwere Konflikte richtig zu erfassen. Und endlich, sie ist ganz unschuldig an dem, was mir geschehen, und es ist roh, einen Schuldlosen entgelten zu lassen, was Andere verbrachen. Mag also Deine Schwester zu Dir kommen."

Asta neigte sich über die Hand der hochherzigen Frau und preßte ihre Lippen darauf: „o, Mutter, ich verehre Dich von ganzer Seele!"

In beider Augen standen Thränen, die Generalin aber bat: „laß ruhen, Kind — laß ruhen!"

Am anderen Tage sagte Frau von der Hardt, Asta solle die Kleine im Wagen vom Pensionat abholen, Franziska könne bei ihr den Tag zubringen. Asta nahm mit Freuden an.

Ueberglücklich empfing Fränzchen die Einladung und auch die Erlaubniß der Madame Sasquin, ihre Schwester zu begleiten.

Kaum saßen sie im Wagen, so ergoß sich des Mädchens Unmuth über den Pensionszwang: „Ich halte es nicht aus, Große, ich will mit Dir nach Hause," jammerte sie, sich an Asta schmiegend, „so steif, so öde, so eingesperrt, habe ich mir das Leben hier nicht gedacht. Mama war doch immer so entzückt davon."

Asta versuchte zu trösten und zu beruhigen.

Fränzchens Empfang bei der Generalin war wesentlich von dem verschieden, welchen Asta gefunden. Cäcilie erblaßte, als das braunlockige Kind, in dessen Zügen sie gewisse, peinigende Aehnlichkeiten finden mochte, unbefangen mit dem Ausruf: „liebe Großmutter!" auf sie zu eilte.

Die Generalin trat einen Schritt zurück und streckte dem Mädchen — fast war es eine Bewegung der Abwehr — die Hand entgegen. Das arme Ding mit dem betrübten, übervollen Herzen bedeckte die kalte Hand mit ihren warmen Küssen und sagte demütig zu der Hoheitsvollen:

„Ach, Großmutter, wie freue ich mich, daß ich hier bei Euch sein darf, bei der Sasquin ist es greulich."

„Mache es Dir mit Deiner Schwester so angenehm, wie Du kannst," entgegnete Cäcilie und verließ das Zimmer.

„Ich glaube doch, sie ist nett," meinte Fränzchen, „natürlich erst ein bischen steif, dafür ist sie eine Generalin. Und hübsch ist es hier bei Euch auch; komm, Asta, laß uns hinunter in den Garten! Ach, die Terrassen gehen bis dicht an den See, wie finde ich das himmlisch!"

Als die beiden Mädchen nachher mit der Generalin speisten, hatte diese sich zusammengefaßt, sie gab sich, wenn auch nicht so offen und liebevoll

wie sonst, doch unbefangen, und das vergnügte Fränzchen fühlte sich durchaus befriedigt. Die Kleine versicherte, als Asta sie ins Pensionat zurückbegleitete, sie hoffe alle Sonntage zu kommen, und das sei noch ihr einziger Trost in dieser schlechten Zeit.

Asta hatte gleich nach Haus geschrieben und erhielt jetzt eine Antwort von Lucie Dornée, die sie mit Besorgniß erfüllte. Die treue Alte schrieb:

„Mama hat heimlich in der kühlen Schrankkammer, mit Lene ihre Gesellschaftskleider anprobirt und ist danach von einem neuen Fieberanfall betroffen worden. Der Doktor macht diesmal ein ziemlich ernstes Gesicht, und Dein Vater ist, wie Du Dir denken kannst, in großer Aufregung. Sage Fräncis Nichts davon, ihr erster Brief lautete ohnehin so unglücklich, daß ich fürchte, sie bekommt ernstliches Heimweh, wenn sie von ihrer Mutter schwerer Erkrankung hört.“

Asta's erste nnd hauptsächlichste Empfindung war: mein armer Vater! sie sah in ihren nach Haus wandernden Gedanken nicht die leidende Mutter,

sondern nur den sich in Sorge verzehrenden Vater. Sie hatte sogleich nachdem sie gelesen, der Generalin den Brief gereicht, diese aber für eine Besprechung der Verhältnisse in Lindenthal wenig zugänglich gefunden.

Zu ihrem Morgenspaziergange nach dem Friedhofe hatte Cäcilie Asta auch noch nicht wieder aufgefordert, war aber sonst die Güte selbst gegen den lieben Gast geblieben.

Trotzdem begann sich in Asta's Gemüt etwas wie Heimweh zu regen. Sie sagte sich mit Schmerz, daß es ihr nicht gelingen werde, die stille Hoffnung, welche sie an diese Reise geknüpft, zu verwirklichen. Sie würde jene Beiden, durch solch schwere Kränkung Getrennten, nicht versöhnen können. Die Generalin war scheu zurückgewichen, sprach sich nicht aus und gestattete Asta nicht mehr, an dem teilzunehmen, was ihr das Heiligste war: der Pflege des Andenkens an den verstorbenen Bruder.

Wo sollte sich für Asta noch die Möglichkeit finden, mit ihren guten Absichten hervorzutreten?

Zu Hause konnte sie helfen, konnte ihren Vater trösten. Sie würde, wenn die Mutter lange und ernstlich krank lag, entbehrt werden. So kam sie ganz natürlich auf den Gedanken an ihre Heimreise. Welche andere mächtige Regungen mitwirkten und sie nach Haus zogen, mochte sie sich selbst nicht eingestehen.

Asta hatte der Dornée gleich geantwortet, sie um baldige, eingehende Mitteilungen gebeten und für den Fall, daß man sie brauche, ihre sofortige Abreise in Aussicht gestellt.

Zwei Tage vergingen ohne Nachricht, endlich kam ein Brief von der alten Freundin. Da die Generalin so wenig Teilnahme gezeigt hatte, wollte Asta sich mit ihren Angelegenheiten nicht aufdrängen und lief klopfenden Herzens mit dem Briefe auf ihr Zimmer. Hier öffnete sie den Umschlag und las:

„Mein liebes Kind, ich bin heute die tiefergriffene Botin eines Trauerfalles. Die arme, lebenslustige Blanka ist nicht mehr. Mit gutem Grunde sage ich nicht: Deine Mutter ist todt,

denn sie war nie Deine Mutter, sie war auch nicht meine Freundin, nicht einmal eine gütige Herrin für mich, und doch wird die Wucht und Majestät des Todes uns Beide zu den tiefsten Empfindungen wehmütigsten Ernstes stimmen.

Sie hatte sich mit jener, Dir gemeldeten Erkältung eine Lungenentzündung zugezogen, der ihr angegriffenes Organ nicht zu widerstehen vermochte. Gestern Abend ist sie in Herrn von Bernsbachs Armen verschieden.

Die Sorge um Deinen wild verzweifelnden Vater hat es mir unmöglich gemacht, eher zum Schreiben zu kommen. Wäre unser trefflicher Freund, Herr Seebohm, nicht mein kräftiger Beistand gewesen, so kann ich nicht sagen, was mit dem Herrn Rittmeister geschehen sein würde.

Dein Vater ist nicht von der Leiche fortzubringen, und Seebohm hält treulich bei ihm aus, ein Sohn könnte nicht mehr thun. Ich bin oben geblieben, so lange ich konnte, habe dann ein paar Stunden geruht und sitze nun, früh fünf Uhr, um

Dir zu schreiben, so daß der Brief mit dem Postboten fortgeht.

Hätte ich den leisesten Gedanken, daß Du jetzt Deinem Vater etwas sein könntest, würde ich natürlich telegraphiren, er ist aber stumpf für Alles.

Als ich ihm Deinen Namen nannte, wehrte er lebhaft ab. Er verlangt jetzt nur seinem maßlosen Schmerz ungestört zu leben, und ich glaube, man soll ihm den Willen thun. Seine Natur begehrt ihr Recht, und er muß seinem leidenschaftlichen Drange folgen, es ist wie eine Krise, nach der mit Gottes Hülfe Ruhe und Ergebung folgen wird.

Ich glaube, bis die auf Freitag angesetzte Beerdigung überstanden ist, wird ihm Nichts und Niemand ein Zeichen von Teilnahme abgewinnen, da haben wir ihm nur beizustehen, ihn zu hüten, wie einen Unzurechnungsfähigen. Dann aber, am Sonnabend, mußt Du hier ankommen, dann hoffe ich, daß es ihn doch erfreuen wird, Dich zu sehen. Deine Liebe wird ihm wohlthun, und ihn allmälig

aus seinem Stumpfsinn, seinen Selbstanklagen und seiner Verzweiflung erlösen.

Vielleicht thäte es Wunder, wenn Cäcilie ihm ein gutes Wort gönnen wollte. Ich habe ihr bereits geschrieben, wie es hier bei uns steht. Sie besitzt ein weicheres und edleres Herz als Du glauben magst. Laß nicht ab, sie um Vergebung für Deinen unglücklichen Vater zu bitten.

Fräncis sage Nichts, als daß Mama krank ist, ich schreibe ihr die Todesnachricht so, daß sie den Brief bekommt, wenn Du fort bist. Sie würde bei ihrem Heimweh mit wollen, und Dich in thörichtem Ungestüm derart bedrängen, daß Du vielleicht nicht umhin könntest, ihr den Willen zu thun. Ich wüßte aber wirklich nicht, was wir in dieser Zeit mit dem kindischen Wesen hier anfangen sollten. Sie muß ihr Jahr aushalten, das wird ihr sehr nützlich sein.

Ich rechne auf Dich, meine teure Asta, daß Du Dich auch in diesem Falle als verständig bewährst und meine Vorschäge annimmst.

Auf Wiedersehen am Sonnabend, telegraphire aus Frankfurt, dann hole ich Dich mit dem Wagen von der Bahn ab; Deine alte, todtmüde

Lucie Dornée."

Es wirbelte von den verschiedensten mächtigen Eindrücken in Astas Kopf, als sie ausgelesen. Das Vorherrschendste war die heiße Sehnsucht nach ihrem armen, zusammengebrochenen Vater, dem sie glaubte, wohlthun zu können.

Sie war aber auch wieder so lange gewöhnt, den reiflich überlegten, verständigen Ratschlägen der alten Erzieherin zu folgen, daß sie die Ungeduld — mit der sie bereits aufgesprungen war, um einzupacken — niederzwang und zu berechnen begann, wann sie reisen dürfe, um Sonnabend in Lindenthal anzukommen.

Wenn sie nur am Tage reiste, mußte sie morgen früh abfahren. Es stand bei ihr fest, daß sie die ersehnte Vergebung Cäciliens jetzt, da auch die Dornée ganz besonderen Wert darauf legte, noch einmal erflehen müsse. Tante Dornée hatte der Generalin

auch geschrieben, und dieser Brief würde vielleicht ihre Wünsche unterstützen.

Daß sie Fränzchen der Mutter Tod nicht mitzuteilen brauchte, war ihr eine große Erleichterung. sie glaubte selbst, daß die Kleine dann schwer hier zu halten sein werde, und gab Lucie Recht, daß Fränzchens Heimkehr jetzt durchaus nicht passe.

Mit dem Briefe in der Hand trat sie in der Generalin Zimmer, das sie aber leer fand, auf dem Schreibtische lag uneröffnet der andere Brief von der Dornée, sie legte den ihren darauf, sagte an Bertha, sie müsse morgen abreisen, Frau Generalin werde es aus dem Briefe ersehen; sie gehe, da es eben die Stunde des Empfanges bei der Sasquin sei, ihrer Schwester Lebewohl zu sagen.

Das Mädchen wollte die Bestellung ausrichten.

Als Asta mit der Nachricht von ihrer morgenden Abreise zu Fränzchen kam, war diese schmerzlich betroffen und so unruhig, daß sie kaum durch der Vorsteherin Anwesenheit in gewisse Grenzen gehalten wurde. Auf der Kleinen Bitte, ob sie Abends noch

einmal zu ihrer Schwester gehen dürfe, antwortete Madame Sasquin, es sei heute kein Urlaubstag, sie könne es also nicht gestatten.

Asta wünschte keine Verlängerung des Abschieds. ihre offene Natur sträubte sich gegen die Verheimlichung des Todesfalles, so sehr sie den Nutzen erkannte, es schien ihr doch ein gewisses Unrecht darin zu liegen, und so war sie froh, als die festgesetzte Besuchsstunde zu Ende ging, und sie sich von der an ihrem Halse schluchzenden Schwester trennen mußte.

Die Generalin war gleich nach Asta's Fortgehen von ihrem Spaziergange zurückgekommen, hatte die beiden Briefe gefunden und las den offnen an Asta mit tiefer Bewegung zuerst.

Wie konnte Lucie Dornée, die Alles miterlebt, was jener Mann ihr angethan, Vergebung von ihr fordern? That sie nicht mehr, als Viele gethan haben würden, indem sie seine Kinder bei sich sah? Sollte sie sich, ihr Lebensunglück, ihre Vereinsamung für Nichts anschlagen, sich immer wieder ihm und

seinen Leidenschaften unterordnen? Nein, es war unmöglich!

Jetzt griff sie zu ihrem Brief von der alten Vertrauten, was konnte diese ihr im Anlaß von Blanka's Tod noch Besonderes zu sagen haben? Blanka, diese herzlose Störerin ihres Lebensglückes, vermochte sie nicht zu betrauern. Die Dornée schrieb:

„Meine teure Cäcilie, Asta wird Dir mitteilen, was hier geschehen ist. Ich weiß recht gut, daß dieser Todesfall Dir keinen Schmerz, sondern nur bittere Empfindungen verursachen kann. So laß uns von der Abgeschiedenen schweigen, besonders, da der Nachgebliebene unsere sorgenvolle Teilnahme wachruft.

Bernsbach befindet sich in einem Zustande, der mir und dem Arzt äußerst bedenklich erscheint. Er war mehrere Stunden fast tobsüchtig. ‚Das ist die Nemesis!‘ schrie er, ‚o, Cäcilie, Dein Haß lastet schwer auf mir, er vernichtet mich, er raubt mir den Verstand!‘ Dazwischen Abgerissenes, Verworrenes. Dann sprach er von Anton: ‚Dies

ist die Hand, die meines Freundes Blut vergoß — daß sie verdorre! Blut fordert Blut — ich darf nicht leben. Hin ist der Preis meiner Schandthat, die That, die nackte, ungesühnte That bleibt, frißt an mir, treibt mich zum Wahnsinn.‘

Kannst Du dies hören, Cäcilie, ohne daß Dich tiefes Mitleid ergreift? Du weißt, ich bin nicht seine Freundin, aber ich möchte ihn jetzt doch mit allen Kräften retten.

Er hat die Todte geliebt, ganz gewiß, Alles spricht dafür, aber seine unterwürfige Beharrlichkeit und Hingabe, waren ebenso sehr die Folgen jener That, die sein ganzes Leben beherrschte. Das so teuer und mit soviel Unrecht Bezahlte, wollte er werthalten. Er klammerte sich an das Errungene, wie an einen Stab, um nicht vor sich selbst ins Bodenlose zu versinken. Er wollte nun endlich treu sein und übertrieb — vielleicht ohne es zu wissen — die Anhänglichkeit an Blanka, zu der ihn nur die Leidenschaft, nie aber bessere Empfindung geführt. Ich halte ihn für gerettet, wenn man

ihn von dieser ängstlich festgehaltenen Lüge seines Lebens erlösen könnte.

Ich weiß ja, Cäcilie, was ich fordere, wenn ich sage: komm und bringe ihm Deine Vergebung, sie ist's, die ihm Not thut, die ihn meiner festen Ueberzeugung nach, vor dem Wahnsinn bewahren kann. Ich würde Dir dies nicht zumuten, wenn ich nicht glaubte, daß der bittere Zwang, hassen zu müssen, für Deine Natur gewiß ebenso schwer zu ertragen ist, wie das Unglück selbst. Stoße diesen fremden Tropfen aus Deinem Blute aus; Du warst ja immer sanft und gut, sei Dir selbst getreu!

Möglich, daß Bernsbach sich morgen zusammenfaßt, daß die gräßliche Ueberspannung seiner gequälten Seele nachläßt, daß Du ihm nicht mehr nothwendig bist. Bald nach diesem Brief soll ein Telegramm bei Dir eintreffen, das Dir von seinem weiteren Ergehen Kunde giebt. Danach handle, ich beschwöre Dich darum; Im Voraus dankt Dir für die gottgesegnete Milde, die Du üben wirst, Deine Lucie."

Die Generalin saß in schwere Qualen verstrickt, nachdem sie den herzbewegenden Brief ihrer alten Freundin durchlesen hatte, und ließ die Wage des Wollens und Nichtwollens in ihrer Seele auf und ab steigen, da trat Asta bei ihr ein.

Der Abschied von dem armen Fränzchen, dem ein so großer Schmerz bevorstand, war Asta sehr nahe gegangen. Ihr frisches Gesicht sah tief bewegt aus und Thränen zitterten an ihren Wimpern.

Sie setzte sich in den niedrigen Lehnstuhl, der Generalin gegenüber. „Was sagst Du zu dem Briefe, Liebe, Teure?“ fragte sie und ergriff Cäciliens Hand.

„Ich bedaure den Verlust, der Euer Haus betroffen hat.“

„Ach, Du hast mehr dabei empfunden und Anderes! Sein wir offen! Blanka's Verlust ergreift uns Beide nicht sehr. Dir war sie eine schlechte Tochter, mir kaum eine bessere Mutter. Allein, daß sie so tief von Papa betrauert wird, das kann Dich nicht unberührt lassen und erschüttert mich furchtbar.“

Die Generalin wandte ihr Gesicht nach dem

Fenster, Asta sah aber, daß ihre im Schooß ruhenden Hände zitterten und sich jetzt krampfhaft ineinander schlossen. Noch wärmer fuhr das Mädchen fort: „Wir müssen ihn trösten, Du durch Deine Vergebung ich, indem ich alles, was ich kann, für ihn thue!"

„Wir? — Was habe ich mit ihm zu schaffen?"

„Doch, doch, Mutter! er hat mit Dir zu schaffen, Du schüttelst ihn nicht ab. Er bleibt der wunde Fleck in Deiner Seele, und mit Haß im Herzen kann eine edle Natur wie die Deine nicht zufrieden leben."

„Es liegt ja alles lange hinter mir," sagte Cäcilie tonlos und abweisend.

„Gewiß, das thut es, Du kannst auch ohne Selbstvorwürfe zurückblicken und wirst doch nie befreit aufatmen, ehe Ihr nicht versöhnt seid. O, wie gern möchte ich Dir dazu helfen! Ich könnte Dir alle Deine Liebe und Güte gegen mich nicht besser vergelten."

„Still, Kind, es ist unmöglich, denk an Anton!"

Wohin ich auch denke, ich sehe keine andere

Lösung des Knotens, keinen friedlichen Lebensabend für Euch Beide als durch eine Versöhnung. Denke Dir, dieser Brief hätte seine Todesnachricht enthalten, bist Du gewiß, daß Dir nie, nicht in einsamen Stunden einer schlaflosen Nacht, nicht wenn Du Dich selbst einst dem Tode nahe glauben solltest, der heiße Wunsch aufstiege: o hätte ich noch einmal seine Hand fassen, Vergebung spenden und sein Aufatmen des Dankes empfangen können! Würdest Du nicht zu Dir selbst sprechen: vergieb mir mein Gott, ich habe Großes versäumt!"

„Asta — laß mich — Du verlangst zu viel!" die Gequälte erhob ihre Hand abwehrend und wollte aufstehen, um das Zimmer zu verlassen.

„Bleib, bleib!" rief das Mädchen außer sich, umfing die Frau und drückte sie in ihren Stuhl zurück, dann warf sie sich ihr zu Füßen und hob die Hände flehend empor: „Höre mich als die Stimme des Guten in Dir! Du kannst mich nicht länger von Dir weisen! Sind wir Christen? Kannst Du beten: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern

Schuldigern? — Du bist gewiß so sündenrein wie man nur sein kann, Gott aber wird Dir doch einst zu vergeben haben. Wird Er es wollen, wenn Du es weigerst? Mein Vater ist seiner schwachen Menschlichkeit erlegen und hat Dich bitter gekränkt, ich sehe und fühle das und doch sage ich: erbarme Dich seiner schmerzzerrissenen Seele, bringe ihm Frieden, nimm das Elend unausgesetzter Selbstvorwürfe von ihm, errette ihn von der Verzweiflung! Sieh doch, wie ich Dich ehre, indem ich so Großes von Dir fordere. Eine kleine, enge, rachsüchtige Natur, die sich auf ihr gekränktes Ich versteift, würde mich nicht verstehen, Du aber giebst mir mit allem was Gutes in Dir ist recht!" Thränen überströmten Angesichts umklammerte die treue Tochter Cäciliens Hände.

Ein letzter schwerer Kampf erschütterte die Frau, sie war aschfahl, und ihr Körper erbebte in furchtbarer Seelenangst. Plötzlich brachen auch aus ihren Augen heiße Thränen, sie neigte sich zu Asta herab, befreite sanft ihre Hände und schlang die Arme um

der Knieenden Hals, dann flüsterte sie kaum vernehmbar: „Ja, ich will — ich will ihm schreiben — ihm vergeben!"

Ein Freudenschrei bebte von Astas Lippen, dann überflutete sie die in ihren Armen Weinende mit innigen Liebkosungen.

Am Nachmittage kam das Telegramm, welches die Dornée in Aussicht gestellt hatte, es lautete: „Der Zustand ist furchtbar. Du mußt kommen, nur etwas Außerordentliches kann ihn retten."

Die Generalin brach fast zusammen unter der Gewalt dieses Ansturms. Sollte sie den Mann, welchen sie einst so heiß geliebt, dem Wahnsinn verfallen lassen, wo sie allein vielleicht helfen konnte? Er lag zermalmt vom Gewicht seiner alten Schuld am Boden, und sie, die ihn zu erheben vermochte, wollte kalt von ferne stehen? Sie hatte versprochen zu vergeben, aber was galt dieses Wort, wenn sie nicht den Mut fand, es ihm selbst zu bringen?

Asta sank, nachdem sie die Depesche gelesen, weinend und flehend zu Cäciliens Füßen, diese konnte

nicht mehr widerstehen. Sie willigte ein, Asta in die Heimat zu begleiten.

Als der erste Sturm der Erschütterung vorüber gebraust war, begannen sie, die Vorbereitungen zur morgenden Reise zu besprechen. Bertha, die treue Kammerjungfer, und der alte Diener sollten die Herrin begleiten. Cäcilie wollte nach 17 Jahren zum ersten Male ihre Heimat, den Lindenstein, wiedersehen, welch ein Gedanke! Allein sie fühlte sich nun doch sonderbar dadurch belebt. Etwas über acht Tage dachte sie fort zu bleiben. Von Frankfurt aus konnte sie an Hasselkamp telegraphiren, übrigens bezeugte ihr Asta, daß dort alles für ihren Besuch in Ordnung sei.

Als die beiden Damen am andern Morgen im Begriff waren ins Coupé zu steigen, kam plötzlich Fränzchen ohne Hut und Handschuhe auf den Perron gestürzt.

„Ich mußte Dich noch einmal sehen und Dir tausend Grüße auftragen, liebe, liebe Asta!“ rief sie, der Schwester um den Hals fliegend. „Ich bin ganz

einfach aus der Zeichenstunde durch den Garten weggelaufen. O Du Glückliche, daß Du wieder nach Haus gehst!"

Die Generalin stieg eben ein, da kamen in großer Aufregung, durch das Stationsgebäude, Madame Sacquin und die Zeichenlehrerin ihrem Flüchtlinge nachgeeilt.

Noch eine Umarmung der Schwestern, Asta sprang ins Coupé und Fränzchen wurde von den zürnenden Damen in die Mitte genommen.

Dahin ging der Zug, der lieben Heimat zu, Fränzchen durfte nicht einmal stehen bleiben, um dem flatternden Tuche Astas nachzuwinken, die Damen zogen sie unter Vorwürfen mit sich fort. Die arme Kleine hatte nichts zur Erwiderung jener letzten Grüße ihrer Schwester als heiße Thränen der Sehnsucht und des Verdrusses.

Am andern Tage erhielt die Institutsvorsteherin einen Brief von Lucie Dornée, in welchem sie bat, Madame Sacquin möge Franziska von Bernsbach so schonend wie möglich den Tod ihrer Mutter mit-

teilen, das arme Kind trösten und ihm den einliegenden Brief geben. Sollte Franzis den Wunsch äußern, nach Hause zurückzukehren, so sei ihr derselbe auszureden, da ihre Heimkehr nicht gewünscht werde.

Madame Sacquin war der kleinen auffässigen Pensionärin nicht sonderlich gewogen, das freigewöhnte Mädchen hatte ihr schon manche Unbequemlichkeit bereitet und so war, wie gewöhnlich, die Abneigung eine gegenseitige geworden.

Der gewünschte Trost wurde daher kühl gegeben und widerwillig von dem verzweifelnden Fränzchen aufgenommen.

Auch die herzlichen Worte, welche ihre gute Tante Dornée ihr schrieb, glitten ab von der jammervoll Betrübten. Ihre liebe, hübsche Mama todt, das war ja etwas Schreckliches, geradezu Unfaßliches! Mama war doch noch jung und munter gewesen. Und sie sollte hier in dem fremden Lande aushalten, sollte lernen, bei dieser gräßlichen Sacquin sein, während sie doch nichts so heiß ersehnte, als mit

ihrem lieben Papa zu weinen und zu klagen. O, hätte sie doch Asta begleiten können!

Wenn sie nur so viel Geld besäße, um die Fahrt zu bezahlen, aber sie bekam nur jeden Monat zehn Francs Taschengeld von der Vorsteherin, mußte darüber Rechnung führen und hatte bei ihrem Eintritt ihr Geldtäschchen mit einigen deutschen Münzen in Verwahrung geben müssen. Kostbaren Schmuck hatte sie auch nicht, ihre kleine silberne Uhr war noch das Beste. Sie wußte, daß es ihr unmöglich sei, die Mittel zur Heimreise zu beschaffen, sonst — nichts würde sie hier halten, wenn sie fort könnte!

Die immer wieder auftauchende Erwägung, ob ihre Flucht nicht noch zu ermöglichen sei, und der Trotz, welchen sie ihrer jetzigen Lage entgegenstellte, halfen ihr über den völligen Zusammenbruch im Schmerz hinweg. Sie wurde ein paar Tage von der Teilnahme an den Schulstunden befreit, um nach Belieben Briefe nach Haus schreiben zu können und nutzte die Erlaubniß, in ihrem Zimmer zu bleiben, auf ihre Art aus. Sie weinte, jammerte, lief hin

und her und schrieb lange Ergüsse an die Ihrigen, an Pastors Lisettchen und Hasselkamps Mädchen, Briefe, welche ebenso viel von der greulichen Madame Sacquin handelten, wie von der armen, lieben Mama.

Endlich wurde die Einsamkeit dem lebhaften Kinde so unangenehm, daß sie froh war, an dem Unterricht wieder teilzunehmen. Wenn sie sich auch mit den andern Mädchen noch nicht befreundet hatte, so gab es doch eine kleine Abwechselung, mit denselben zu verkehren.

In der nächsten Woche nahm Franziska an allem was die Schulordnung gebot wieder Teil, befand sich allerdings innerlich noch in demselben Zustande der Auflehnung, hatte aber doch zu ihrem eignen Besten gelernt, sich äußerlich den Verhältnissen anzupassen. — —

Eberhard von Bernsbach legte, als er seine todte Freundin verlassen, die Reise von Nizza nach Montreux in kürzester Frist zurück.

Er beabsichtigte den altgewordenen Empfehlungs-

brief seiner Mutter mit einigen Entschuldigungen über die Veränderung des Reiseplans, der Generalin von der Hardt einzuhändigen. Ihm fiel auch ein, daß Fränzchen vielleicht schon in ihrem Pensionat sei, und er beschloß, sich nach der lieben Kleinen umzusehen. Dann aber, obwohl sein Urlaub noch nicht abgelaufen war, wollte er nach einem kurzen Besuch bei Mutter und Schwestern in die Garnison zurückkehren.

In Montreux angekommen, nahm er in einem Hotel dicht am See Wohnung, und erkundigte sich nach der Villa der Generalin.

Es ergab sich, daß dieselbe ganz in der Nähe lag, und andern Morgens ging er zur passenden Besuchsstunde aus, um die Damen kennen zu lernen. Er fand die Fenster der Villa verhängt und erfuhr, als auf sein Klingeln eine Dienerin erschien, die Frau Generalin sei in der vorigen Woche verreist und werde erst Ende dieser zurückerwartet. Er gab, unschlüssig ob er so lange hier bleiben solle, den

Brief und seine Karte ab und schlenderte wieder zum Hotel zurück.

Als er achtlos dahin ging, zog an ihm ein Schwarm junger Mädchen, ein Pensionat, paarweise vorüber. Er war aus dem Wege getreten, stand zur Seite und gab wenig Acht auf die Vorbeigehenden. Plötzlich klang, mit innigem Laut gerufen, ihm sein Name ans Ohr. Welch bekannter Ton! er blickte jäh empor, sah in verweinte Augen und in ein blasses Gesichtchen, das sich mit flutendem Rot überzog, eine kleine Hand fuhr ihm entgegen; da wurde die arme Fränzis von der Lehrerin, die neben ihr ging, am Arm gefaßt und mit einem „Mais Mademoiselle!“ fortgeführt.

Eberhard gewahrte nur noch, wie sie, sich nach ihm umsehend, die Hände bittend zusammenlegte, dann verschwand sie hinter den ihr folgenden Genossinnen. Der Lieutenant fühlte sich eigentümlich ergriffen von dem Anblick des blassen, betrübten Mädchens. Er war selbst viel ernster als sonst gestimmt; eine zärtliche Teilnahme für die Kleine regte

sich in ihm. Aber was ihr nur fehlen mochte? Sie war ihm ganz verändert erschienen. Ihm fiel jetzt erst ein, daß sie schwarz gekleidet gewesen sei. War irgend ein Trauerfall in der Familie vorgekommen, von dem er nichts wußte? — Er hatte ja seit ein paar Wochen kein Wort von den Seinen gehört.

Er mußte Franziska so bald wie möglich sprechen. Wie hieß doch nur das Pensionat, in welches man sie hatte bringen wollen? Ah, Sacquin, Madame Sacquin!

Er fragte den Portier seines Hotels nach dem Institut. Der Mann erklärte ihm wo es liege, drüben hinter Montreux in halber Höhe, ein „kleines Schlößchen" im Garten, es sei ein sehr gutes, wohlangesehenes Töchterpensionat.

Nach einer Stunde, als Eberhard annahm, die Damen würden wieder heimgekehrt sein, machte er sich auf den Weg. Er schickte der Vorsteherin seine Karte hinein und bat, seine Cousine, Fräulein von Bernsbach, besuchen zu dürfen. Eine alte Dienerin in weißer Haube brachte den Bescheid, die Empfangs-

stunde sei heute vorüber, Madame bitte Monsieur, sich morgen um zwei Uhr herzubemühen.

„Was kümmert mich Madame," dachte Eberhard auf dem Heimwege, „ich will mein altes liebes Fränzchen sehen, allein hier hat die Alte zu befehlen, und ich muß mich fügen."

Andern Tages ging er zur bestimmten Zeit wieder zum Pensionat hinauf und wurde diesmal in den Salon geführt, Madame Sacquin und ein paar andere Damen waren anwesend, nach Fränzis suchte Eberhards Blick vergebens.

Er stellte sich der Institutsvorsteherin — die ihm artig entgegengekommen war — vor und bat um die Gunst, seine Cousine sprechen zu dürfen. Madame Sacquin klingelte und befahl der weißen Haube, Mademoiselle de Bernsbach herzubescheiden.

Gleich darauf flog Fränzchen herein und auf Eberhard zu. Sie sah jetzt froh bewegt aus und streckte ihm die Arme entgegen, ein Seitenblick auf die Damen belehrte sie aber noch zur rechten Zeit,

daß sie sich zu beherrschen habe. So reichte sie ihm also aufleuchtenden Blicks die Hand.

Die Vorsteherin wies den Beiden ein paar Stühle im Kreise der Uebrigen an und erkundigte sich bei Eberhard, ob er eine angenehme Reise gehabt habe, ob er lange hier zu bleiben denke und wie ihm die Gegend gefalle.

Eberhard schien es, als müsse er eine Verschanzung nach der andern nehmen, ehe er sein Ziel, ein Gespräch mit Fränzchen, erreiche. Endlich hatte die artige Dame ihn freigegeben und nun wandte er sich zu dem vor Ungeduld zitternden Mädchen. Halblaut sagte er:

„Du bist in Trauer, Fränzchen, ich bitte Dich, was ist denn geschehen?“

„Ach, weißt Du es noch nicht, Eberhard, meine gute liebe Mama ist todt,“ das arme Kind brach in Thränen aus.

Ein strenger Blick der Madame Sacquin forderte Selbstbeherrschung. Franziska selbst wollte gar zu gern jede Minute sich mit Eberhard zu unterhalten, ausnutzen, daher bezwang sie sich.

„Tante Blanka!“ hatte Eberhard ausgerufen, „die hübsche, gütige Tante, mein armes, armes Fränzchen!“

Die jungen Verwandten reichten sich die Hand, und ein Blick aus seinem Auge spendete dem betrübten Kinde mehr Trost als alles, was ihr bis jetzt zu Teil geworden war. Dann erzählte sie noch einiges über wann und wie, von des armen Papas Betrübniß und wie schrecklich es sei, ihn nicht trösten zu dürfen. Eberhard solle doch nach Lindenthal gehen und ihm Grüße von seiner Kleinen bringen.

Der Lieutenant fühlte sich im Grunde seines Herzens nicht sehr geneigt, der Zumutung zu willfahren, scheute er sich doch vor Astas offnem Auge, als das Mädchen aber in ihn drang, sagte er sich, daß er diesen Beweis der Teilnahme, an dem ihn nichts hinderte, dem Onkel eigentlich schuldig sei und versprach ihr, von hier direkt nach Lindenthal zu reisen.

Ein ganz eigentümliches Feuer flammte plötzlich in Franziskas Augen auf: „Wie lange bleibst Du noch hier?“ flüsterte sie.

„Ich bin selbst noch nicht darüber entschieden.“

Noch leiser, hinter ihrem Tuche hervor, raunte sie ihm zu: „Ich bitte Dich um Gottes Willen, nimm mich mit!“

„Franziska — welcher Einfall!“

Madame Sacquin erhob sich eben, warf einen mißbilligenden Seitenblick auf das flüsternde Paar und verabschiedete die Damen mit der laut ausgesprochenen Bemerkung, die Besuchsstunde sei zu ihrem lebhaftesten Bedauern abgelaufen.

„Komm morgen wieder!“ hatte Fränzchen gemurmelt. „Sag’ Du wolltest Abschied nehmen. Wo wohnst Du?“

„Im Cygne.“

„Gut — gut, ich schicke Dir einen Zettel.“

Als die Sacquin sich mit einem fragenden Blick nach ihrem letzten Gaste umwandte, stand dieser bereit sich zu empfehlen.

Auf dem Heimwege erwog Eberhard, was er zu thun habe. Es war ja ein toller Einfall von Fränzchen, daß er sie ihrem Pensionat entführen sollte, er wollte

ihr morgen ganz entschieden erklären, daß er solchen Eingriff in ihres Vaters Verfügungen für sehr unrecht halte und sofort übermorgen abreisen.

Am Nachmittage, als er mit einer Zeitung im Garten seines Hotels saß, kam der Portier und brachte ihm ein etwas zerknittertes Briefchen, das ein Junge eben abgegeben habe.

Natürlich von meinem kleinen unvernünftigen Fränzchen, lächelte er und beeilte sich, die rasch hingeworfenen Krakelfüße zu lesen. Das Mädchen schrieb:

„Lieber, guter Eberhard!

Du bist mir ein wahrer Rettungsengel. Ich halte es hier in diesem greulichen Gefängnisse nicht länger aus. Wenn Du mich nicht mitnimmst, springe ich in den See, ich muß wieder zu Papa, er wird sich auch freuen, wenn ich komme, ich allein bringe ihn einmal zum lachen. Sie heute Abend zwischen neun und zehn Uhr in unserm Garten, Du kannst ja so schön turnen und kommst gewiß über die Mauer. Wenn die Andern ihr haarsträubendes Musiziren anfangen, schlängele ich

mich ab, ich habe es seit meiner Trauer immer gethan und man läßt mich gehen. Wir müssen überlegen, wie ich wegkomme. Sie passen hier auf wie die Luchse, ich weiß noch nicht einmal, ob ich Dir diesen Zettel schicken kann. Also heute Abend, oder in diesem Leben nie wieder, Dein unglückliches

Fränzchen."

Eberhard war auf das Aeußerste erschrocken. In großer Unruhe schritt er unter den breitschattenden Platanen am See auf und ab. Er traute seinem lebhaften Bäschen, wenn man das unbändige Kind zum Aeußersten trieb, wohl irgend einen tollen Streich zu. Die Nichtbeachtung ihrer Bitte schien ihm unmöglich; das Einzige was er thun konnte war, daß er sie heute Abend bei dem von ihr erbetenen Stelldichein beschwor, verständig zu sein und im Pensionat auszuhalten.

Nach dem warm durchsonnten Tage kam ein kühler, windiger Abend, die Wellen des Sees schlugen mit starkem Klatschen über den Rand des Quais

empor. Die Bäume bogen sich und streuten ihre gelben Blätter weit hinaus und die Mondsichel wurde oft von rasch ziehenden Wolken verschleiert.

Eberhard schwang sich an günstiger Stelle über die Mauer des Institutsgartens und stand nun in einem zwischen Gebüsch hinführenden, mit losen Blättern bestreutem Wege. Gleich darauf sah er eine schlanke, dunkle Gestalt dort über den Rasen huschen, ein Mondstrahl beglänzte sie, es war Fränzchen, ihre Locken flogen im Winde, und atemlos kam sie auf ihn zu.

In einem unwillkürlichen Gefühle von Schutzbereitschaft streckte er ihr die Arme entgegen.

Sie aber neigte sich scheu zur Seite und reichte ihm die Hand. Es erwachte jetzt zum ersten Male in dem harmlosen Kinde das Gefühl mädchenhafter Zurückhaltung. Der junge Mann, welcher sie im dämmerigen Gebüsch erwartete, der ihr mit offnen Armen entgegeneilte, erschien ihr nicht mehr als der brüderliche Vetter, welcher er bis dahin gewesen. Ja, sie zagte unwillkürlich einen Augenblick, ob sie

ihn wirklich mit ihren Wünschen bestürmen dürfe, wie sie eben noch so entschieden gewollt.

In ihm und seinen Gefühlen für sie ging vielleicht eine ähnliche Wandlung vor: Ihre beklommene Zurückhaltung war etwas Neues an dem wilden Kinde. Wie sie fast abgewandt dastand, kaum seine herzliche Begrüßung zurückgebend, wie sie zitterte, und wie die zierliche Gestalt, vom gebrochenen Licht des Mondes leicht gestreift, einen elfenartigen Reiz gewann. Sein Herz pochte unruhig, er empfand das heiße Verlangen, sie in seine Arme zu ziehen, ihr deinen Schutz zu geloben, zu thun was sie wollte.

So hatte sich still, ohne daß Beide einer Willensänderung sich bewußt geworden wären, ihre Absicht für einander verschoben.

„Ich bin hier so sehr — sehr unglücklich — ich habe furchtbares Heimweh —“ stammelte Fränzchen unter traurigem Aufschluchzen.

„Mein armes Herzchen, gehen sie schlecht mit Dir um?“ fragte er zärtlich und schlang den Arm leise um ihre Schultern. Sie barg das Gesicht an

seiner Brust und begann statt aller Antwort heftig zu weinen.

„Ich sehe,“ sagte er und küßte ihre Stirn, „Du kannst hier nicht bleiben, Du leidest zu sehr, sprich nur, was soll ich thun, und wie denkst Du fortzukommen?“

Sie beruhigte sich etwas und begann ihren fertigen Plan zu entwickeln. Er sollte morgen seinen Abschiedsbesuch bei Madame Sacquin machen, und wenn man sie nicht zulassen wollte, wovon sie überzeugt sei, Grüße für sie auftragen. Er mußte aber — am besten in einem Hotel zu Clarens — bis Sonntag bleiben. Dann wollte das Pensionat eine Tagestour nach Glion und dem Mont de Cau unternehmen. Sie hoffte sich ihrer Trauer halber davon auszuschließen, die Wachsamkeit der im Hause Bleibenden zu täuschen und nachdem sie in einem Briefchen Abschied genommen, zu dem Zehnuhrzuge, an dem er sie erwarten solle, auf dem Bahnhof von Montreux zu sein. Natürlich mußte sie ihre Koffer zurücklassen und sich auf ihr Handtäschchen beschränken. Es könnte

aber alles recht gut gehen, und sie würde ihm ewig dankbar sein, wenn er sie mitnehme.

Zwar dämmerte ihm nun wohl, daß allerlei dagegen einzuwenden sei, und daß er der Familie in Lindenthal gerade keinen Gefallen erzeige, wenn er der Kleinen den Willen thue, allein diese Kleine war plötzlich unter seinen Augen, oder im Reiche seiner Empfindungen, eine Große geworden, eine Macht, die sein Wollen und Handeln beherrschte — er konnte nicht mehr zurück, er konnte sie nicht verlassen! Und wie würde es auch süß und reizend sein, mit ihr zu reisen, sie unter seiner Obhut zu haben, für sie zu sorgen und dabei an ihrer Freude über die Heimkehr teilzunehmen.

Alle diese Gedanken und Empfindungen bestürmten ihn so heftig, erfüllten sein leichtbewegliches Herz so ausschließlich, daß er der froh Aufhorchenden die festesten Zusagen gab, sich nach ihren Angaben zu richten und alles nach ihren Wünschen auszuführen.

Fünftes Kapitel.

Es war am Sonnabend Morgen, am Tage nach der Beerdigung in Lindenthal, als ein Bote von der Station der gespannt harrenden Mademoiselle Dornée, die im Eßzimmer am Fenster saß und auf den Weg hinaus blickte, eine Depesche hereinreichte.

Mit zitternden Fingern riß die alte Dame das zusammengelegte Blatt auf. Richtig von Asta! dunkles Rot stieg in das bleiche Gesicht der Alten, und sie rief, ihrer selbst kaum mächtig, durch das lange Gemach bis zur Verandenthür.

Da erschien zu ihrer unbeschreiblichen Erleichterung eben Erdmann Seebohms kräftige Gestalt im Garten und ging auf die Treppe zu, welche in die Veranda heraufführte.

Lucie Dornée stieß die Thür auf und trat ihm entgegen.

„Mehr als ich geglaubt — alles was ich gehofft —" stammelte sie, „die Generalin begleitet Asta!"

„Ah! Also ist es sicher, daß sie heute kommt?" Auch in seinem frischen Gesicht wurde die Farbe dunkler.

„Ja, hier habe ich ihr Telegram aus Frankfurt, lesen Sie selbst, mit dem Dreiuhrzuge sind sie hier."

Seebohm überflog die Depesche, sie lautete: „Komme heute mit Generalin, sie telegraphirte an Hasselkamp. Asta."

„Frau von der Hardt wird also auf dem Lindenstein wohnen?" fragte er.

„Natürlich das können Sie sich wohl denken."

Lucie Dornée hatte dem treuen Pfleger des Rittmeisters — als dieser in seiner sinnlosen Verzweiflung so oft Hindeutungen auf die Vergangenheit ausgestoßen — in kurzen Umrissen die Verhältnisse mitgeteilt, unter denen sich Herr von Bernsbach seine Frau errungen, somit wußte Erdmann Seebohm von

den Beziehungen der Generalin von der Hardt zur Familie seiner Hausgenossen.

„Und wie wird der Herr Rittmeister dies Wiedersehen aufnehmen? fragte Seebohm besorgt.

„Oh ich denke, es wird ihn unbeschreiblich erleichtern, wenn er von der so schwer Gekränkten ein gutes Wort erhält.“

„Meinen Sie?“ es lag ein starker Zweifel in der Frage.

„Sie glauben das nicht?“ rief die kleine Dame erstaunt.

„Jedenfalls wird ein solches Wiedersehen Herrn von Bernsbach in seiner jetzigen Stimmung furchtbar erschüttern.“

„Es muß ihn rühren und beglücken! Finden Sie nicht, daß es sehr edel von der Frau ist, daß sie jetzt zu seinem Troste herreist?“

„Allerdings.“

„Nun so kommen Sie doch heraus, was Sie dagegen einwenden wollen!“

„Ich habe die Empfindung, daß es zu viel ist,

daß es ihn als Mann beschämen muß, daß er in seiner jetzigen hochgradigen Ueberspannung und Reizbarkeit, der neuen Gemütsbewegung kaum gewachsen sein dürfte."

„Ich habe noch nie gesehen," sagte die Dornée entschieden, „daß Freude und Herzenserleichterung irgend einem Menschen schlecht bekommen wären. Zurechtgerüttelt wird er werden, und das scheint mir sehr nötig. Ich will gleich einmal nach ihm sehen."

„Sie haben doch kein rechtes Herz für den Mann," sagte Seebohm ernst.

„Das könnte zutreffen, aber wollen Sie es mir verdenken?"

„Wenn wir ihn nur garnicht wieder in die Räume der Frau zu bringen brauchten. Ich habe ihn jetzt hier unten in seiner Schreibstube, und da schien mir's wirlich, als sei er in der Sophaecke etwas eingenickt, ich habe durch's Fenster gesehen, lassen sie ihn ja in Ruhe."

„Ich werde ihn gewiß nicht stören, Schlaf ist ihm ja das Allernötigste. Ich denke, Asta nimmt

gleich eine Umordnung der Räume und so bald wie möglich den Umzug vor, das wird den Rittmtister auch herausreißen."

„Um Gottes Willen nicht zu bald!" rief Seebohm erschrocken. „Es wäre ja eine Grausamkeit, den kranken Mann jetzt hier fortzubringen, er hat mich diese Nacht noch mit den rührendsten Worten beschworen, ihn nicht zu verstoßen, und ich habe ihm gesagt, daß mir's garnicht einfiele, es würde mir sehr angenehm sein, wenn er mit den Seinen wärend des Winters hierbliebe, da sprang er auf und fiel mir zitternd und dankend um den Hals, aber eine Thräne findet er niemals."

„Was Sie für Nächte mit dem Aufgeregten haben!"

„Ach an mich denken Sie doch nicht!"

„Ich fürchte, Asta wird nicht hierbleiben wollen, und auf sie muß sich der Gebrochene doch jetzt stützen."

„Fräulein Asta liebt ihren Vater," sagte Seebohm mit tiefer Empfindung.

„Ja, er ist immer ihr Ein und Alles gewesen."

Ein leichtes Geräusch in Bernsbachs Stube machte sie Beide aufhorchen. Sie verließen die Veranda und gingen durchs Eßzimmer an die Thür des Nebenraums, die angelehnt stand. Durch die Spalte konnten sie den Rittmeister im Sopha sitzen ehen. Er trug seinen langen grauen Schlafrock nnd saß ganz vorn übèr geneigt, den Ellenbogen des rechten Armes aufs Knie gestützt und die Stirn in die Hand gelegt. Haar und Bart waren viel weißer geworden, vom Gesicht sah man bei seiner jetzigen Stellung nichts, aber es war klar, daß er nicht schlief.

„So irrte ich mich also," flüsterte Seebohm betrübt.

„Wir wollen nur zu ihm gehen," erwiderte die Dornée. „Er muß doch erfahren, was ihm der heutige Tag bringen soll, denn eine Ueberraschung möchte ich nicht wagen."

„Nein, keinenfalls, nichts Gewaltsames, die größte Schonung. Seien Sie ja vorsichtig! Ich darf aber doch nicht dabei sein, wenn Sie den Besuch der Frau Generalin von der Hardt anmelden. Es würde Herrn

von Bernsbach später peinlich sein, wenn ich einen Ausbruch seiner Gefühle bei dieser Ueberraschung mit anhörte. Was er mir in den ersten Tagen seines Jammers gesagt hat, weiß er jetzt gewiß garnicht mehr.“

Damit ging Seebohm vorsichtig hinaus, die Dornée aber öffnete die Thür, ohne daß der Rittmeister es bemerkte und trat ein. Sie war ein so leises Persönchen, daß sie an einem Stuhl rücken, husten, sich räuspern mußte, um dem Tiefversunkenen ihre Gegenwart kund zu thun.

Endlich blickte er müde und gleichgültig aus hohlen Augen zu ihr auf. Wie alt und verfallen Bernsbach aussah! Seine Farbe war ein ungesundes Gelb, unter den Augen lagen dunkle Schatten, tiefe Linien durchfurchten Stirn und Wangen, Nase und Backenknochen standen viel mehr vor als sonst. Man hatte bisher immer noch gesehen, daß er einst ein schöner Mann gewesen, etwas Ritterliches und ein schwärmerisches Feuer waren ihm bis vor Kurzem geblieben, jetzt lagen nur Leid und Verzweiflung auf diesen eingefallenen Zügen.

Er mochte wohl doch von dem Treiben der alten Dame den Eindruck empfangen, daß sie etwas Besonderes beabsichtige, seine jetzige große Erregung machte ihn im Einzelnen ebenso empfindlich wie im Allgemeinen stumpf für die Außenwelt. Auch das dunkle Gefühl, daß die Erzieherin ihm innerlich grolle, sowie ihre Beziehungen zur Vergangenheit ließen ihn scheu und empfindlich gegen sie sein.

Im Grunde that er jetzt Lucie Dornée Unrecht. Wenn sie ihn auch nicht liebte, so hatte sie doch nie so viel teilnehmendes Mitleid für ihn empfunden wie eben jetzt und ihm das auch nach ihrer besten Ueberzeugung bethätigt.

„Was wollen Sie hier?“ fragte der sonst so Höfliche mit trockener Stimme fast barsch.

„Nun, nun —“ erwiderte sie beschwichtigend und milde, wie man zu einem Kinde spricht, „ich muß doch einmal nach Ihnen sehen.“

„Ich brauche Niemand —“ er lehnte sich zurück und schloß die Augen, während seine Hände unruhig hin und her zuckten.

„Hoffen Sie zu schlafen, dann will ich Sie gewiß nicht stören.“

„Schlafen — ich — wo denken Sie hin?“ Er saß aufrecht und starrte sie an.

„Ich bringe gute Nachrichten für Sie.“

„Gute? — für mich? — Niemals!“

„Doch, doch, unsere liebe Asta kommt heute zurück.“

„Asta,“ flüsterte er ganz leise, „liebe Asta? ja — ja,“ es schien nun doch als ziehe ein Schimmer von Zufriedenheit über sein trostloses Gesicht. „Asta, wo ist sie nur so lange geblieben? Sie war hier ja nötig?“

„Sie haben die Mädchen selbst mit einander in die Schweiz geschickt.“

„In die Schweiz?“ murmelte er, während eine Verzerrung wie Angst in seinen Zügen hervor trat, „wir dürfen nicht in die Schweiz, wir dürfen ihr nicht unter die Augen gehen. Blanka hat es gewollt, ich litt es nicht, es war ja unmöglich, wie man so etwas nur denken kann!“

„Seien Sie doch ruhig,“ sagte die Dornée so sanft sie konnte, „es wird ja alles noch gut. Wenn

die aus der Schweiz nun zu Ihnen käme, und das Wort der Versöhnung spräche?"

„Was fällt Ihnen ein? Wie können Sie so etwas sagen? Sie — sie — es ist unmöglich — es ist furchtbar zu denken — wo sollte ich mich vor ihr verbergen? — Die Erde müßte sich aufthun und mich verschlingen!" Er war empor gefahren und taumelte mit unsicheren Schritten im Zimmer umher.

Die alte Dame, welche zuerst über die Wirkung ihrer Worte erschrocken gewesen, dachte nun, er war ja immer überspannt, habe ich einmal so viel gesagt muß ich auch mehr sagen, der Umschlag zur Freude, zur Befreiung wird schon kommen. „Besinnen Sie sich doch, Herr von Bernsbach," fuhr sie fort, „wenn sie — unsere edle Frau — herkäme, wäre es doch in der allerbesten Absicht, das dürfen Sie ja nicht verkennen."

Da schrie er laut auf: „Sie kommt?" Seine Augen rollten, er stürzte auf die Dornée zu, packte sie an beiden Schultern, schüttelte sie und rief mit Tönen, die einem Menschen nicht anzugehören schienen:

„Du hast sie bestellt, daß sie sich an meinem Elend weide — Ihr wollt mich wahnsinnig machen, das ist Eure Rache — aber es soll Euch nicht gelingen, ich weiß einen Ausweg — endlich weiß ich ihn!“ Ein Laut des Triumphes war's, mit dem er schloß.

„Das sind ja ganz unsinnige Gedanken, Herr Rittmeister,“ murrte die kleine Erzieherin, wie konnte man ihre wohlmeinende Einmischung, auf die sie stolz war, so verkennen?

Er hatte sie losgelassen und saß jetzt mit stierem Blick zusammengesunken in seiner Sophaecke. Sie stand vor ihm und suchte ihn mit allgemeinen Redensarten: wie sie es doch immer gut mit ihm gemeint, wie es keinem einfalle, sich über seinen Kummer zu freuen, und wie er doch wisse, welch ein großes Herz ihre treffliche Freundin besitze — zu begütigen.

Als sie endlich schwieg, froh, daß ein Ausdruck von stumpfer Ergebung über ihn gekommen, sagte er herbe: „Sie haben also die Generalin von der Hardt wirklich herbestellt?“

„Ja, sie kommt heute Nachmittag mit Asta und hofft, Ihnen Trost und Seelenruhe zu bringen.“

Er lachte unheimlich auf: „Seelenruhe — die mir? Aber es ist gut, daß die öde Geschichte ein Ende hat. Ich freue mich recht, die Damen bei mir zu sehen, falls — die Honneurs eines —“

„O gewiß, Cäcilie erwartet ja garnichts von Ihnen, sie wohnt natürlich auf dem Lindenstein, bleibt nur wenige Tage, und Ihr Wiedersehen hat keinen andern Zweck, als den einer flüchtigen Berührung zur Verbannung jener Schatten aus der Vergangenheit, die Sie jetzt ganz besonders zu quälen schienen.“

„Ja, ja, mit einem gnädigen Kopfnicken ist Alles ungeschehen gemacht. O, Ihr klugen Weiber! Aber wie gesagt, ich freue mich, wie es einem artigen Wirt zukommt, freue mich ganz ungemein!“ und er rieb sich krampfhaft die zitternden Hände.

Als die Dornée zu Mittag mit Seebohm zusammentraf — die Knaben waren in dieser ersten Trauerzeit von den treuen Nachbarn auf dem Linden-

stein behalten — berichtete sie von ihrer Unterredung mit Bernsbach:

„Er benahm sich bei meiner Mitteilung, daß die Generalin Asta begleite, anfänglich sehr aufgeregt, ich hatte das bei seiner leidenschaftlichen Natur ja gar nicht anders erwartet, nachher, als er hörte, daß man nichts von ihm verlange, daß nur ein Wiedersehen zu seiner Entlastung geplant werde, schien er sich recht zu freuen.“

„Wirklich? Das wundert mich bei seinem furchtbar gereizten Seelenzustande,“ erwiderte Seebohm nachdenklich. „Also bald nach zwei Uhr fahren Sie?“

„Ja, ich habe um den Wagen gebeten. Wollen Sie nicht mitkommen? Freilich — ich dachte nicht daran, daß Sie eigentlich mit Asta nicht sonderlich stehen. Aber nachdem Sie uns so nahe getreten sind. muß doch dieser Unverstand sein Ende erreichen.“

„Ich würde Sie recht gern begleiten,“ meinte Seebohm etwas stockend, „mir scheint nur, wir sollten den Herrn Rittmeister heute nicht allein lassen.“

„Heute besser als früher, gehen Sie nur hinein und sehen wie ruhig und klar er ist. Und Platz genug wird sein, Hasselkamp schickt einen Wagen für Dienerschaft und Gepäck.“

„Hat Herr von Bernsbach heute Mittag etwas genossen?“

„Nein, er wehrte wie immer ab.“

„Ich möchte es doch noch einmal versuchen. Bei der ihm bevorstehenden großen Aufregung scheint es mir notwendig, daß er eine kleine Erquickung zu sich nimmt. Lassen Sie kräftige Suppe in eine große Tasse geben, die bringe ich ihm.“

„Sie werden allerdings mit dem Eigenwilligen jetzt besser fertig als ich.“

Als Seebohm mit der Suppe in des Rittmeisters Zimmer trat, saß dieser nach wie vor in der Sophaecke und stierte vor sich hin. Seebohm stellte die Tasse auf den Tisch vor Bernsbach, zog einen Stuhl heran und setzte sich ihm gegenüber; der Kranke hatte diese Bewegungen mit verständnißlosem Blicke begleitet.

„Wie ich höre, sollen Sie heute Nachmittag die Freude haben, Ihr Fräulein Tochter wiederzusehen," sagte Seebohm herzlich, „dazu müssen Sie sich etwas stärken, auch zur Freude braucht man Kraft."

„Ja, wir brauchen — zu Allem — Kraft," murmelte Bernsbach und nickte, während mehr Leben in sein Auge kam.

„Nun denn, so genießen Sie etwas, Sie haben in letzter Zeit zu wenig Nahrung genommen."

„Es ging ja nicht," sagte der gebrochene Mann mit dem Ausdruck eines hülflosen Kindes.

Seebohm reichte ihm die Tasse, der bebenden Hand des Rittmeisters war sie zu schwer, er rückte sich aber folgsam an den Tisch heran und trank, wie es schien unwillkürlich befriedigt, nach und nach die ganze Tasse aus. Seebohms gutes Gesicht strahlte vor Genugthuung bei diesem Anblick. Gottlob, wenn der Unglückliche nun auch wieder Schlaf und vielleicht Thränen finden würde, so war ja Hoffnung zu einer günstigen Wendung vorhanden.

„Also meine Asta kommt auch," sagte der Ritt-

meister, als er fertig war, „Sie könnten dem armen Kinde wohl einen Gruß von seinem Vater bringen.“

„Ich habe allerdings daran gedacht, mit zur Station zu fahren,“ entgegnete Seebohm etwas verwirrt, daß Bernsbach seinen Wünschen entgegenkam. „Mir schien nur — ich glaubte — es wäre Ihnen vielleicht angenehm, nicht ohne Gesellschaft zu bleiben.“

„O darüber machen Sie sich ja keine Sorge,“ sagte Bernsbach fast lebhaft, „es ist mir ganz recht, sehr recht, ich wünsche, daß Sie mitfahren!“

Sollte er eine Ahnung von seiner täglich wachsenden Liebe, seiner Sehnsucht nach der schmerzlich Entbehrten hegen? dachte Seebohm. Wenn sonst kein Hinderniß vorhanden gewesen wäre, der Einwilligung des Vaters hätte er sicher sein dürfen.

Es hatte sich in der letzten Zeit ein überaus herzliches Verhältniß zwischen den beiden Männern gebildet. Das reizbare Empfinden des Kranken war von der Wärme und gesunden Kraft seines Pflegers immer wohlthuend berührt worden. Dieser aber hegte unwillkürlich, in Folge seiner heißen Liebe für die

Tochter, die Gefühle eines Sohnes für den hülfsbedürftigen Vater und hielt sich, durch alles was er that und empfand, inniger mit Asta verbunden.

Da Seebohm nun überzeugt war, daß Bernsbach viel ruhiger sei, da dieser ihm selbst zuredete, glaubte er seinen Wünschen folgen zu dürfen, stand auf und sagte, er werde dem gnädigen Fräulein die Grüße ausrichten.

Da erhob sich auch der Rittmeister, streckte dem Getreuen die Hand hin und flüsterte mit weicher Stimme: „Ja, grüßen Sie mir mein armes Kind mit tausend Segenswünschen — sie kommt in ein Haus der Trauer — sie soll stark sein — man kann viel aushalten, ohne zu Grunde zu gehen. Und Sie, Sie guter Mensch, haben Sie Dank!“ Er lehnte einen Augenblick seinen schweren Kopf an des Starken Schulter.

„O, ich that Alles so gern,“ erwiderte Seebohm bewegt, „jetzt freilich weiß ich, daß mein Amt zu Ende ist, daß bessere, sanftere Hände Sie pflegen werden.“

So schieden sie.

Auch die kleine Dornée huschte vor ihrer Abfahrt noch einmal in Hut und Mantel zum Rittmeister herein.

„Nun denn, in kaum zwei Stunden sind wir hier,“ sagte sie und zitterte vor ungeduldiger Spannung, stand doch das Wiedersehen mit der geliebten Cäcilie ihr bevor: „Wollen Sie mir kein gutes Wort der Dankbarkeit mitgeben?“

„Seebohm hat meine Grüße an Asta,“ murmelte Bernsbach mit jener nervösen Ablehnung, die er jetzt so oft gegen Lucie Dornée an den Tag legte.

„Und für die andere — die so viel für Sie thut?“

Verwirrten Blicks sah Bernsbach zu der Alten auf, „der — der Andern — sagen Sie ihr, daß ich sie erwarte, wie es mir zukommt — daß ich nicht ganz so jämmerlich — nicht ganz solch ein Lump wäre, wie sie dächte!“

„O, Herr Rittmeister, bei diesem Beweis von

Güte können Sie doch Geringschätzung garnicht argwöhnen!“

„Nun ist es genug — nun machen Sie, daß Sie fortkommen!“ — brauste der Gequälte auf.

Die Dornée verschwand nur zu gern. Man muß ihm jetzt etwas Unverstand und Undankbarkeit zu gut halten, dachte sie, die Einsicht wird schon kommen, wie treu ich es mit ihm gemeint, und was ich für ihn gethan habe.

Bald darauf fuhr sie mit Seebohm in der Bernsbachschen Kutsche ab. Sie befanden sich Beide in so großer Aufregung, daß sie sich ziemlich schweigsam verhielten, und jedes die Gesellschaft des Andern fast vergaß.

Bernsbach stand am Fenster des Eßzimmers, als sie davonfuhren. Ein Gefühl der Befriedigung erfüllte ihn, als er den Wagen dahinrollen sah, nun war er allein, nun konnte er thun was er wollte, was er glaubte thun zu müssen! Von den Leuten würde sich Niemand ungerufen zu ihm wagen, das wußte er ganz bestimmt.

Unruhig schritt er auf und ab, blieb eine Weile vor der Glasthür stehen, welche in die Veranda führte und blickte in den herbstlichen Garten hinaus. Er öffnete die Thür, und der hereinströmende Luftzug that ihm wohl. Das dürre, mißfarbene Laub tanzte im Herbstwinde seinen sonderbaren Reigen auf den öden Plätzen, die fast schon kahlen Zweige der Bäume fuhren auf dem Hintergrunde der bleifarbenen, regenschweren Wolken mit der Geberdensprache der Trostlosigkeit auf und ab. Der Zuschauende glaubte ein beständiges Händeringen und Winden im Schmerz zu gewahren. Wohl stimmte dies zu seinem Innern, indeß ein Wollen, eine Absicht in seinem verstörten Gemüt, hinderte ihn, sich Betrachtungen hinzugeben.

Er hatte kaum zwei Stunden, um vier Uhr waren sie hier, er mußte, wenn er es recht bedachte, doch noch mancherlei ordnen. Wie müde ihn dies Stehen und Denken machte. Daß er nur ja nicht vorzeitig erschlaffte!

Er ging an den Schrank, wo der Wein ver-

wahrt wurde und trank ein Glas — ah, das belebte ihn, nun würde er schon aushalten.

Jetzt saß er in seinem Zimmer am Schreibtisch, nun erschloß er einen Auszug, der seit siebzehn Jahren nicht geöffnet worden war. Derselbe enthielt ein Packet Briefe und einen Pistolenkasten von Mahagoniholz.

Bernsbach nahm den Kasten heraus, öffnete und untersuchte die Waffe. Er war dabei erdfahl geworden, fuhr nach der Stirn, sich den kalten Schweiß abzutrocknen, und mußte sich einen Augenblick im Stuhl zurücklehnen.

„Anton,“ flüsterte er, „armer Anton, endlich sollst Du gerächt werden!“

Der eine Lauf des doppelläufigen Pistols war noch geladen, der andere nicht. Der Rittmeister putzte und ölte Hahn und Schloß, dann setzte er die Patrone sorgfältig ein, jetzt befand sich Alles in bester Ordnung. Er legte die Waffe neben sich und griff zu den Briefen. Aufs Geratewohl zog er einen aus dem Päckchen. Es war der, welchen er in Wien von seinem General erhalten hatte, er lautete:

„Mein Herr Rittmeister!

Wenn Sie nicht ehrengerichtlich kassirt werden wollen, so reichen Sie von heute in vierundzwanzig Stunden Ihren Abschied ein, denn Ihr Betragen ist — —"

Bernsbach ließ das Blatt fallen und stützte den Kopf. Dann fuhr er wieder empor, er durfte nicht schwach werden! Fort mit diesen alten Erinnerungen!

Er begann in anderen Papieren zu kramen und schrieb ein paar Briefe an Asta und seinen ältesten Sohn. Asta würde bald heiraten; für Otto war nun schlecht gesorgt, seit er Lindenthal verkauft hatte, aber wer wußte, wozu es gut war, vier Geschwistern herauszuzahlen, würde auch nicht leicht gewesen sein. Der Junge war nicht unbegabt, er mußte sich seinen Weg vorläufig als Verwalter suchen, und so gut wie die Kleinen sich durchringen. Eberhard würde nun aller Stütze werden müssen.

Eberhard, der flotte, leichtbewegliche Mensch? hatte er nicht hier in diesem Zimmer auch einmal vom Pistol gesprochen? aber um welch kleine, äußer-

liche Dinge! Was noch mit Geld gut zu machen war, das durfte keinen zur Verzweiflung treiben.

Ob er den redlichen, festen Seebohm bitten sollte, sich der Seinen anzunehmen? Das war ein Mann, auf den konnte sich jeder verlassen. Er warf ein paar Zeilen an den jungen Freund aufs Papier.

Nun war aber seine Kraft erschöpft. Er sah nach der Uhr — schon halb vier! In einer halben Stunde mußte sie kommen. Er taumelte empor.

Wie sie nur Alle glauben konnten, daß er ihren Anblick ertragen werde! Es schwindelte ihm und sein Denken verwirrte sich.

„Sie soll sehen, daß ich weiß, was mir zukommt, sie soll ihre Genugthuung haben. Mit allen Deinen guten Worten fängst Du mich nicht, alte Dornée, Du hassest mich lange, ich weiß es, mit Widerwillen bist Du in mein Haus getreten — wer wollte Dir's verdenken!

Der Tag Deiner Rache ist da! Ihr standet immer zusammen gegen mich; Ihr wißt, daß sie mein Unglück ist, daß es mich verderben muß, sie zu

sehen — nein, daß es mich in den Abgrund des Wahnsinns stößt — und sie kommt doch —

Ich kann nicht mehr — eine finstere Decke fällt über mich, und ich ruhe endlich — endlich!"

Schwankenden Schrittes ging er, mit dem Pistol in der Hand, durch das Eßzimmer. In die offene Thür waren einige trockene Blätter hereingefegt, die immer wieder raschelnd vom Zuge hin und her geschoben wurden, er beobachtete es nicht.

Am Fenster, das nach dem Hofe und der Dorfstraße hinaussah, stellte er sich auf. Ein lauernder, gespannter Zug lag in dem entstellten Antlitz, er sah nach der Kutsche aus, welche die Reisenden in der nächsten Viertelstunde bringen mußte. Er wollte erst den Wagen sehen und dann —

Manchmal glaubte er, das schwarze Lederverdeck tauche zwischen den entlaubten Bäumen des Dorfes auf. Sein Herz hämmerte rasend, die blutunterlaufenen Augen starrten angestrengt hinaus. Er meinte, sich nicht mehr halten zu können und mußte es doch bis zu dem einen entscheidenden Augenblicke.

Einmal glaubte er, der Wagen komme, er hob das Pistol und spannte den Hahn, da war's das mit dunkler Leinwand gedeckte Fuhrwerk eines Händlers, die Rechte sank wieder auf die Fensterbank, und er starrte weiter nach dem einen Fleck, wo die Kutsche in seinen Gesichtskreis treten mußte, die Linke auf dem Herzen eingekrallt, lehnte er mit der brennenden Stirn am Fenster und wartete. —

Sechstes Kapitel.

Lucie Dornée und Seebohm standen, — Beide gleich sehr von Sehnsucht und Spannung erfüllt, auf dem Perron des kleinen Bahnhofes von Friedberg. Mit unaussprechlicher Freude sahen sie den Zug einlaufen, der ihnen die Teuren zuführte.

Jetzt endlich waren sie da, Asta nickte ernst, und doch mit einem besonderen Schimmer von Verklärung auf dem frischen Gesichte, aus dem Fenster, sprang leichtfüßig heraus und half dann einer zarten, bebenden Gestalt aus dem Coupé.

Jetzt wurde die Generalin von den Armen ihrer treuen, alten Freundin umfaßt, und Asta sah sich Seebohm gegenüber. Sie streckte ihm die Rechte hin, von der sie längst den Handschuh abgestreift, sie liebte

die Beengung nicht und nun lagen zwei warme, kräftige Hände zu festem Druck ineinander. Ebenso freudig grüßten sich die Augen. Ein ganz eigenes Leuchten sah er in den ihren, so offen und herzlich hatte sie ihn noch nie angesehen, er meinte, bis auf den Grund ihrer Seele blicken zu können.

Bei aller guten Form war er kein Freund von höfischem Wesen, in seinem norddeutschen Elternhause war der Handkuß nicht üblich gewesen, und er hatte vielleicht nie einer Dame die Hand geküßt. Jetzt kam es aber über ihn, daß er nicht anders konnte, er neigte sich und drückte ein paar heiße Küsse auf ihre liebe Hand. Verwirrt wandten sie sich darauf Beide voneinander.

Die Dornée führte Frau von der Hardt an den Wagen, wo sie ein paar Worte mit Hasselkamp sprachen, der auch gekommen war, um die Dame zu begrüßen. Herr Seebohm wurde ihr eben noch beim Einsteigen vorgestellt. Bertha und der Generalin Diener hatten sich schon mit Hasselkamps Kutscher

verständigt und ließen das Gepäck auf dessen Stuhlwagen schaffen.

Seebohm fand es passender zu Wilm auf den Bock der Kutsche zu steigen, er hatte die Empfindung, bei dem ersten Gespräche der Damen im Wagen zu stören. Wußte er doch, zu welchem Zweck die Generalin gekommen war, und wie sie bewegt sein mußte. Ihr ganzes Aussehen zeugte ja auch von großer Erregung und Angegriffenheit.

So saßen die drei Damen allein einander im Wagen gegenüber.

„Wie geht es Papa?“ fragte Asta mit tiefem Atemzuge.

„Gottlob besser, mein Kind,“ sagte die Dornée zufrieden. „Die Hoffnung, welche ich ihm mit unserer Freundin Kommen eröffnen konnte, scheint Wunder zu thun. Er hat heute Mittag zum ersten Male gegessen und sagte mir beim Abschiede, er erwarte Dich, meine teure Cäcilie, wie es ihm zukomme. Er ist also jedenfalls von heißer Dankbarkeit erfüllt.“

„Siehst Du, Liebe — Edle!“ rief Asta freudig,

neigte sich vor und nahm Cäciliens zitternde Rechte mit warmem Druck zwischen ihre Hände. „Du wirst den Lohn finden für Deinen Opfermut, wir müssen zeitlebens in Dankbarkeit vor Dir auf den Knieen liegen, wenn Du uns den Vater rettest! Fühlst Du nicht schon die stolze Wallung der Befriedigung?“

„Ich fühle nichts als eine grenzenlose Angst und Beklemmung,“ erwiderte die Generalin und lehnte sich ermattet zurück.

„Es ist ja natürlich,“ begann die Dornée wieder, „daß Dich dies Herkommen entsetzlich aufregt. Auch Herr von Bernsbach wird die Minuten zählen bis dies Wiedersehen da ist, das sein bedrängtes Gewissen entlasten, und ihn von allen Leiden befreien soll. Er stand, als wir abfuhren, im Eßzimmer am Fenster, und sein trauriger, sehnsüchtiger Blick ist mir während des ganzen Weges nicht aus dem Sinn gekommen. Er hat sich in der letzten Zeit sehr verändert. Du, Cäcilie, würdest ihn an einem fremden Orte gewiß nicht wiedererkennen, aber

auch Du, Kind, wirst ihn in kurzer Zeit furchtbar verfallen finden."

„O, ich will ihn schon pflegen!" rief Asta voll Hoffnung, „wenn nur sein Gemüt ruhiger ist, soll meine Liebe das Uebrige thun."

„Ich glaube, es wird das Beste sein, Du gehst gar nicht erst nach dem Lindenstein, Cäcilie, sondern gleich mit zu uns; Asta führt Dich ihm zu, Ihr wechselt ein paar erleichterte Worte, und der Druck, der auf Euch lastet, ist gehoben, nachher trefft Ihr vielleicht gar nicht wieder zusammen."

„O nein, ja nicht!" sagte die Generalin zitternd.

„Wenn der gebeugte Mann vor Dir steht, wird das Mitleid Dir über alle Bangigkeit hinaushelfen. Ich weiß ja auch, wie teuer er Dir einst war, und sehe an Deinem Kommen, daß nicht jede Spur von Teilnahme erloschen ist."

„Wem man in der Jugend sehr nahe gestanden hat, den kann man wohl nie gleichgültig ansehen," seufzte die Generalin. „Die wenigen Jahre der Jugend werden ja im Geiste bis in das späteste Alter

immer wieder durchlebt, und Asta mag recht haben, daß es für den Frieden unserer letzten Jahre notwendig ist, mit dem Groll abzuschließen. Es ist wie ein angeborenes Uebel, wenn man innerlich von einem Menschen nicht loskommen kann."

Die kleine Erzieherin sprach dann mit Asta von der Notwendigkeit, den Vater nicht oben im altgewöhnten Schlafzimmer zu lassen, wo jedes Stück ihn an Blanka erinnere, und wenn Seebohm auch bisher mit dem krankhaft erregten oben geschlafen habe, so könne man das doch nicht länger annehmen.

Asta wußte auch gleich Rat, wie man sich einrichten wolle: „Du ziehst nach oben, Dornéechen, ich lasse mein Bett in Dein Zimmer setzten, Papa schläft in unserer Kammer, und meine Stube teile ich mit ihm, da hat er's nah zum Eß- und Schreibzimmer, und braucht gar nicht wieder oben ins Haus zu gehen."

Als man an den Weg kam, der zum Lindenstein hinaufführte, neigte Seebohm sich in den Wagen und fragte, ob Frau Generalin befehle, daß man sie erst da hinauf fahre.

Cäcilie erblaßte in bangem Zweifel, was sie thun solle, Lucie Dornée nickte ihr aufmunternd zu, Asta streichelte schmeichelnd ihre Hand und bat: „Komm gleich mit zu uns.“

„Nun gut,“ sprach die Generalin, heiser vor Bewegung, „ich fahre mit nach Lindenthal.“

Sie fanden von jetzt an alle keinen Mut mehr zur Unterhaltung. Da lag ja schon der Bernsbachsche Garten; war man an der langen Hecke der Rückseite hinuntergefahren, so kam man an den Bauergärten vorbei und bog links in die Dorfstraße, welche im weiten Bogen herum und an den Lindenthaler Gutshof führte.

„Ich halte es nicht mehr im Wagen aus,“ sagte plötzlich Frau von der Hardt voll Seelenangst. „Wir kommen gleich an die kleine Thür, durch welche ich so oft vom Lindenstein hierhergelaufen bin, ich muß ein Ende machen mit den Qualen der Erwartung. Laßt mich hier aussteigen; während ihr langsam durch das Dorf fahrt, bin ich bei ihm. In aller Gegenwart kann ich ihn nicht wiedersehen — wir

sind miteinander fertig, wenn Ihr ankommt. Veranda und Gartenstube sind doch wie sonst offen?"

„Ja, gewiß," erwiderte die Dornée, „und Du findest ihn ohne Frage dort." Man hielt und die Generalin verließ an der hinteren Heckenpforte den Wagen, der, ihrem Wunsche gemäß, langsamer weiter fuhr.

Die tief bewegte Frau betrat nun allein den Garten, an den sich ihre schönsten Jugenderinnerungen knüpften. Allerlei kleine Erlebnisse stiegen vor ihrem Geiste auf, wie sie hier einmal einen Ring verloren, den Oskar wiedergefunden, dort hatten sie auf dem Rasen, o wie oft! miteinander gespielt. Bei diesem Gebüsch war sie einmal schmerzhaft hingefallen, hatte sich aber die Thränen tapfer verbissen, weil er sie aufgehoben und sie mit dem Ausdruck großer Sorge angesehen.

So schritt sie langsam, im Ringen mit sich und der Vergangenheit, durch das dürre Laub, welches in der Lindenallee zu ihren Füßen raschelte.

„O Vergänglichkeit!" dachte sie, „welche herz-

bewegende Sprache redest Du hier zu mir! Wie schnell ist über ein Menschenleben — über eine ganze Zukunft entschieden! Wie bald ist es verdorben und — dahin! Versuchung und That drängen sich oft in wenigen Stunden zusammen, und die Folgen sind so lastend, so erdrückend und endlos, wie das Grau des Himmels! Ist das nicht zu hart? Das im Fieber der Leidenschaft Begangene darf nicht ewig nachwirken — die eine That, mit ihren notwendigen bösen Folgen hat so viel Glück zerstört, der Seelenfrieden muß endlich nach allen Qualen errungen werden, und über der Asche der Verwüstung wie ein Regenbogen der Gnade empor steigen — ich will das Meine dazu thun, daß es also mit uns endet!"

Gestärkt in der Milde und Güte ihres Entschlusses nahte sie sich dem Hause. Nun ging sie unter den Akazien dahin, jetzt erstieg sie die Treppe zur Veranda.

Die Thür des Gartenzimmers stand offen, als sie hineintrat sah sie ihn, wie die Dornée ihn geschildert, am Hoffenster lehnen.

Aber — großer Gott — was war das? Er hielt ein Pistol in der Rechten, sie hörte das Knacken des Hahnes, jetzt erhob er die Hand —

„Oskar! Oskar halt ein!“ Zitternd, gelähmt, stand die Frau in der Mitte des Zimmers und stützte sich auf den Tisch.

Er war herumgefahren, hörte er die Posaunen des Gerichts? Die Waffe war seiner Hand entsunken, er warf die Arme entsetzt empor, als sehe er einen Geist, stürzte vor und lag tief gebeugten Hauptes mit gerungenen Händen zu ihren Füßen.

„Oskar, um Gottes Willen — was wolltest Du thun —“ Sie war so erschüttert, daß sie kaum wußte, was sie sprach.

„Büßen — sühnen!“ stöhnte er.

„So nicht, Oskar, — so nicht — eine Unthat macht nie die andere gut. Die Sühne liegt in Gottes Hand. Ich bringe Dir Vergebung — Versöhnung —“

„O, Cäcilie — unmöglich — unmöglich!“

„Ich habe das auch lange geglaubt, aber Asta hat mein Herz erweicht.“

Er war auf den Knieen zu ihr hingerutscht, hatte ihr Kleid an seine Lippen gezogen und stammelte nun in unverständlichen, verwirrten, sonderbar hervorgestoßenen Tönen allerlei, das halb wie Gebet, halb wie Dank lautete. Dann neigte sich sein Kopf und plötzlich schlug er mit der Stirn auf den Boden und lag ausgestreckt vor ihr da.

In diesem Augenblicke rollte der ankommende Wagen über das Pflaster des Hofes und fuhr am Hause vor.

Asta war zuerst im Zimmer und bei ihrem Vater, Seebohm ihr zur Seite, er hatte das Pistol am Boden gesehen und befürchtete das Schlimmste; Cäcilie weinte in den Armen ihrer treuen Dornée.

„Um des Himmels Willen, was ist geschehen?“ schrie die Tochter, sie hielt das bleiche Haupt des Hingesunkenen in ihren Armen. Ah, er regte sich, er war nicht todt!

Seebohm nahm heimlich das Pistol an sich und

rief Wilm zur Hülfe herbei, die beiden Männer trugen den Besinnungslosen in sein Zimmer auf das Sopha. Dann gebot Seebohm dem Knecht, sofort mit dem Wagen zum Arzt zu fahren und denselben herbei zu holen.

Die Generalin verlangte nach dem Lindenstein, sie hatte gethan, was sie gekonnt, was ihr Herz ihr eingegeben, was sie für ihre Pflicht gehalten. Alles Uebrige war nicht ihre Sache, Bernsbach befand sich in guter Pflege, und sie fühlte sich nicht minder erschüttert, als er es sein mochte. Lucie Dornée begleitete und stützte die Freundin, langsam gingen sie miteinander durch den Garten.

„O, welch furchtbare That habe ich verhindern dürfen! — Welch gnädige Fügung war mein Dazwischenkommen von der Gartenseite!" seufzte Cäcilie tief bewegt. Und dann erzählte sie der erschrocken aufhorchenden Gefährtin, daß sie Bernsbach nach dem Wagen aussehend, mit gehobenem Pistol und im Begriff sich zu erschießen, gefunden habe.

Lucie Dornée schauderte. Ein wahres Entsetzen

ergriff sie über ihre eigne Kurzsichtigkeit, die sie jetzt plötzlich erkannte. Wohl mochte Bernsbach nach Blankas Tode unter der Wucht seiner alten Schuld zusammengebrochen sein, er selbst aber hatte nicht an ein Wiedersehen der Schwergekränkten denken mögen, er war von Beschämung überwältigt gewesen. Das Leben des Unglücklichen, nur halb Zurechnungsfähigen, hatte an einem Haar gehangen, war noch jetzt gefährdet. Und dies alles, weil sie sich geirrt, weil sie vielleicht von dem selbstsüchtigen Wunsche gereizt worden war, Cäcilie wiederzusehen, weil sie die Dinge hatte lenken wollen und sich so klug gedünkt hatte, es zu können. Es war eine tiefe Demütigung für Lucie Dornée, die sie sich jetzt reumütig eingestand. Bewegt stimmte sie mit Cäcilie in die erleichternden Worte ein: „o, welch eine gnädige Fügung ist hier dem Unverstande zu Hülfe gekommen!"

Asta und Seebohm standen am Sopha neben dem Kranken, er lag noch immer besinnungslos da, auf seinen eingefallenen Wangen zeigten sich rote Flecke, er wurde unruhig, und abgerissene Worte fielen von

seinen Lippen. Es war ersichtlich, aus der Ohnmacht ging der Zustand seines erschöpften Körpers in ein Fieber über.

„Ich fürchte,“ sagte Seebohm halblaut, „Sie werden Ihren Herrn Vater in längerem Unwohlsein zu pflegen haben, er hat in der letzten Zeit zu schwer gelitten.“

Asta ließ den Kranken unter des Freundes Obhut und eilte, mit ihren Leuten die Umgestaltung der Häuslichkeit zu beschaffen, welche sie schon im Wagen geplant hatte.

Wärend Seebohm neben dem Besinnungslosen saß, gingen die Erlebnisse der letzten Stunden an seinem Geist vorüber. Er schalt sich, daß er es gewagt, den krankhaft Erregten allein zu lassen, daß er seiner Sehnsucht nach Asta Raum gegeben hatte. Welch ein Unglück hätte hier geschehen können! Aber er hielt den Beweis, daß Bernsbach jene neue Schuld geplant, in sicherer Obhut, es sollte Niemand davon erfahren. Seebohm durfte ja dem Kranken nichts anrechnen, viel eher mußte er sich tadeln, daß er so

unvorsichtig gewesen war, den Leidenden zu verlassen. Er erkannte jetzt den Sinn der Grüße an Asta, die der Rittmeister ihm aufgetragen.

Seebohm verstand auch des Unglücklichen Kämpfe, als man ihm sagte, er solle die beleidigte Frau wiedersehen; gerade in dem Unvermögen dazu lag die tiefste Zerknirschung über seine Schuld, die demütigste Reue verborgen. O, möchte Bernsbach doch nun, wenn er genesen sollte, sich endlich frei und entsühnt fühlen!

Als der Arzt kam, war Bernsbach in dem Schlafzimmer seiner Tochter, hinter ihrem Stübchen, behaglich gebettet, doch in lebhaften Fieberphantasien. Der Doktor meinte, er habe dergleichen erwartet, hoffe aber, daß diese Erkrankung eine günstige Wendung in der bedenklichen Ueberreizung der Nerven des Rittmeisters, nach dem Tode seiner Frau, bedeute. Gefährliche Anzeichen könne er außer dem Fieber und der Erregung nicht finden.

Bernsbach lag mehrere Tage in diesem Zustande, seine Phantasiegebilde waren aber freundlicher Natur; er erkannte nur Seebohm, Asta nannte er Cäcilie

und dankte ihr in den rührendsten Worten, er habe es immer gewußt, daß sie sein guter Engel sei, aber Gewölk habe sie ihm entzogen, nun wollte er seine Schützerin nicht von sich lassen, und dabei küßte er seiner Tochter Hände.

Auch von Anton sprach er, sie spielten als Knaben zusammen im Garten, der Kranke wollte nachgeben, wollte dem Freunde gefällig sein. Dann ritten sie querfeldein in Liebe und Jugendlust. Die Worte, mein lieber Anton — mein treuer Anton — jetzt sind wir versöhnt — kamen immer wieder. Vor Blanka schien Bernsbach sich zu fürchten, er nannte sie: die Schöne — die Zauberin — sie, die mich zwingt.

Die Dornée machte ihn unruhig, und sie war froh, wenn man ihrer nicht bedurfte, dann ging sie nach dem Lindenstein und erzählte Cäcilie, wie sie den Aermsten gefunden habe.

Die Generalin hatte sich erholt, der Ausspruch des Arztes, daß Bernsbach durchkommen werde erleichterte ihr Herz, und der Gedanke, daß sie sein

düsteres Gemüt entlastet habe, gab ihr ein schönes, gehobenes Gefühl; so war doch ihre Selbstüberwindung gesegnet worden!

Endlich erkannte Bernsbach seine Tochter wieder, sein umflorter Blick hatte sich geklärt, das Fieber war gewichen. Er nahm aus Astas Hand jede Erquickung dankbar an, nannte sie sein gutes Kind, und war frei von all jenen überspannten Wahnvorstellungen, die, wenn auch nicht peinlich, so doch krankhaft gewesen waren.

Der Arzt warnte vor jeglicher Beunruhigung des Kranken, und da auch Cäcilie ein zweites Sehen durchaus nicht wünschte, so setzte sie zu Ende der Woche ihre Rückreise fest. Asta war, wenn sie den Vater hatte verlassen können, auf dem Lindenstein gewesen, und ganz Liebe und Dankbarkeit für die teure Frau.

Am Sonnabend, genau acht Tage nach ihrer Ankunft, begleitete Lucie Dornée ihre Freundin zur Station. Die Nachrichten von Bernsbach lauteten beruhigend, er sollte an einem der nächsten Tage das

Bett verlassen. Die Generalin schied von ihrer Dornée mit der Verabredung, daß diese, so bald sie hier entbehrt werden könne, zu ihr übersiedeln solle.

Der Rittmeister saß wenige Tage später, angenehm durchrieselt von dem stillen, leichten Gefühl der Genesung, in einem bequemen Lehnstuhl, in Astas Zimmer am Fenster, und schaute auf den Hof hinaus. Endlich war er so weit, seine Gedanken auf die Erlebnisse der letzten Wochen richten zu können. Er vermochte sich die Thatsache von Blankas Tode zu vergegenwärtigen, ohne darüber in Verzweiflung zu geraten, aber auch die Ereignisse jenes Sonnabends, an dem seine Krankheit begonnen, wurden immer klarer in seiner Seele.

Er war sich bewußt am Rande des Grabes gestanden zu haben. Gestachelt durch die furchtbarsten Seelenschmerzen, hatte er sich zu dem krankhaften Entschluß des Selbstmordes gesteigert; jetzt erkannte er denselben als feiges Entweichen — als Schande!

Nach dem Schweben im Schatten des Jenseits, war ihm, als sei ein Schleier über alle irdischen

Schmerzen gesunken, als schaue er von einer Höhe auf das Dasein herab, sehe sich, gleichsam als einen Fremden, kämpfen, fehlen, entsühnt werden. Der leidenschaftliche Eifer, mit dem er sonst die Dinge genommen, war von ihm gewichen, er konnte sich selbst belächeln, stand klarer und freier da, und erwartete mit Gelassenheit, was kommen sollte.

Wie unerträglich hatte es ihn gedünkt, Cäcilie wiederzusehen, sich vor ihr zu demütigen, Worte der Großmut von ihr anzuhören — und jetzt war es geschehen und hatte ihn so unsagbar erleichtert. Jetzt gab es wieder Raum für sie Beide im Leben; jahrelang hatte er gemeint, die Welt sei nicht groß genug, sie wären in diesen engen Grenzen nicht neben einander zu dulden. Nun konnte er ohne jenen bohrenden Schmerz an sie denken, der so lange Zeit einen von Gewissensnot zum Trübsinn gedrängten Mann aus ihm gemacht. Jetzt fühlte er sich seelisch der Freundin seiner Jugend, der Besten, die er je geliebt, wieder nahe gerückt.

Wieder und wieder genoß er mit vollem Bewußt-

sein das warme Gefühl der innigsten Verehrung für sie, die so groß an dem Verzweifelnden gehandelt hatte.

Sein Leben, das er, wiedergeboren, bei jedem Atemzuge empfand, war Cäciliens Geschenk. Durch sie war er vor neuer Sünde bewahrt geblieben, hoch wie eine Heilige sah er sie über sich. Er wünschte, ihr nie im Leben wieder zu begegnen, denn sie war zu groß für ihn, aber es that ihm wohl, an sie zu denken, und sich mit einer so reinen, edlen Seele in Frieden zu wissen. Sie hatte sein verwüstetes, erbittertes Gemüt verwandelt, hatte ihm Bilder der Liebe und Zufriedenheit gebracht, seine ewige Dankbarkeit gehörte ihr.

Während Bernsbach halb denkend, halb träumend dasaß, und matten Blicks auf den Hof hinaussah, rollte der Stuhlwagen des Gastwirts von Friedberg, der schon öfter auf der Station Anlangenden ausgeholfen, vor das Haus.

Seinen Augen nicht trauend, richtete sich Bernsbach etwas auf, ja, das war wirklich Eberhard, der mit Fränzchen ankam. Sein Kind, seine kleine

Tochter war da, das Herz des Vaters schlug freudig bei dem Anblick, und er fand es ganz natürlich, daß man sie ihm jetzt wieder zuführte, er fühlte so sehr das Bedürfniß, alle die Seinen mit doppelter Liebe zu umfassen.

Lucie Dornée war, als der Wagen vorfuhr, in die Hausthür getreten, und schlug nun beim Anblick des jungen Paares, das ihr entgegen kam, die Hände über dem Kopf zusammen. Das war ja ein ganz toller Streich von der Kleinen, ohne Erlaubniß das Pensionat zu verlassen, und nun gar mit dem Vetter durch die Welt zu reisen!

„Aber Fräncis — wie ist es möglich?" stammelte sie.

Das Mädchen hatte auf der Reise selbst ihr Unternehmen als ein bedenkliches erkannt. Sie war nicht fröhlich gewesen, wie Eberhard erwartet, sondern scheu und still, und fiel jetzt ihrer alten Erzieherin laut aufschluchzend um den Hals. Diese wollte sie abwehren und ihr eine Strafrede halten, aber da ertönte die Klingel des Rittmeisters, und als Eberhard,

der ihn am Fenster gesehen, seine Thür öffnete, rief Bernsbach ungeduldig:

„Wo bleibt denn mein Kind — ich will mein Fränzchen haben!“

Das Mädchen stürzte ins Zimmer und zu des Vaters Füßen: „O, sei nicht böse, Papa! — Ich hielt es länger nicht aus. Du hast die liebe Mama nicht mehr, nun muß ich bei Dir sein,“ dabei rollten ihr große Thränen über die roten Backen und immer wieder küßte sie des Vaters Hände.

„Mein Kind — mein liebes, kleines Fränzchen — es ist gut, daß Du wieder da bist!“

Welch ein Trost, welch eine Musik in Franziskas Ohren! Sie wurde willkommen geheißen und sollte nicht wieder zu Madame Sacquin zurückgebracht werden, wie sie während der ganzen Reise gefürchtet hatte.

Auch seinen Neffen begrüßte der Rittmeister herzlich; und dann trat Asta ernst und erstaunt ins Zimmer.

„Ach die Große!“ rief Fränzchen und flog ihr

entgegen, „sei nur nicht böse, Papa freut sich, daß ich hier bin.“ Asta umarmte die Schwester; auch Eberhard ging auf Asta zu, die Verlobten reichten sich mit scheuem Seitenblick die Fingerspitzen. „Wir werden Papa zu viel, er ist so krank gewesen, kommt, wie wollen ihn allein lassen,“ sagte Asta.

„Meine Kleine behalte ich hier,“ lächelte der Rittmeister und streichelte den braunen Lockenkopf seines Kindes, das wieder neben ihm kniete.

Asta verließ mit der Dornée und Eberhard die Stube und sah sich gleich darauf mit ihrem Verlobten allein, die alte Dame war dem Brautpaar aus Rücksicht nicht gefolgt. Nun standen sich die Beiden stumm und fremd gegenüber. Eine sonderbare Kühle herrschte in ihren Herzen derart vor, daß sie nach Worten für einander suchen mußten.

Endlich hob Eberhard unsicher an: „Franziska erzählte mir, daß Du auch in der Schweiz gewesen bist, daß Du sie hinbegleitet und bei Frau von der Hardt gewohnt hast.“

„Ja, ich war fast acht Tage da — Du hattest Dich nicht bei der Generalin sehen lassen."

„Ich traf sie nicht, sie war abgereist."

„Mit mir. Aber Du hast Dich schon früher in Montreux aufgehalten."

„Woher weißt Du?" —

„Ich sah Dich mit meinen eignen Augen," sagte „Asta verächtlich, „leider mußte ich zufällig Zeuge einer höchst peinlichen — einer verletzenden Scene im Bosquet de Julie sein."

„Asta — Du?"

„Ja, ich, Eberhard. Und wenn Du Dir Dein dortiges Zusammensein mit einer Dame vergegenwärtigst, wirst Du einsehen, daß — daß es zwischen uns aus sein muß — daß wir geschiedene Leute sind." Sie wandte sich ab und trat an das Fenster.

„Asta, ich begreife noch nicht — wie war es möglich?" rief er verwirrt und beschämt.

„Sehr leicht zu begreifen," sie wandte sich wieder halb zu ihm und sah ihn geringschätzig an: „Der Park des Château des Crêtes ist das Ziel aller Frem-

den. So gut wie Du mit Deiner Begleiterin den berühmten Aussichtspunkt aufsuchtest, ebensogut ging ich allein, bald nach Dir, hinauf. Ich hätte eigentlich erwarten können, daß Du es mir ehrlich eingestehen würdest, wenn Du anderen Sinnes geworden —"

„Asta verzeih — es war eine so wunderliche Verkettung von Umständen —"

„Gut, daß eine gnädige Fügung mir zu Hülfe gekommen ist, da Du nicht offen sein wolltest, kann ich mich doch nun von einem Ungetreuen befreien."

„Es war, weiß der Himmel! nichts als eine kleine Spielerei."

„Um so schlimmer!" sie wich noch mehr von ihm zurück und flüsterte: „Gewogen und zu leicht befunden!"

„Du nimmst das Leben so verdammt ernsthaft."

„Ja, anders als Du, und deshalb ist es gut, daß wir nicht mehr für alle Zeit zusammen gehören."

„Du willst also wirklich die Aufhebung unserer Verlobung?"

„Kannst Du, nach dem was ich gesehen, daran zweifeln?"

„So vergieb mir wenigstens, Asta. Die Thorheit, die Du mir vorwirfst, ist vorbei. Wir haben doch immer etwas von einander gehalten, ich schätze Dich wahrhaft; allerdings gebe ich zu, daß wir sehr verschieden sind, was ein gutes Einvernehmen als Vetter und Base aber nicht ausschließt.“ Er legte sich aufs Bitten, kam ihr leise etwas näher, schalt sie eine strenge Duenna, versicherte sie seiner Reue und benahm sich so gewandt und liebenswürdig, daß Asta kaum anders konnte, als ihm verzeihen, wenn immerhin auch ein Rest von Gegenwehr und Abneigung in ihr zurückblieb. Eigentlich hatte sie doch schon längst wieder die alte geschwisterliche Teilnahme für ihn empfunden, so war der Umschlag, welcher ihrer Auseinandersetzung folgte, nicht all zu schwer zu bewirken gewesen. Sie versprach ihm noch auf seine Bitte, dem Vater und der Dornée von der Ursache ihrer Trennung nichts mitzuteilen, und so kamen sie, beide befreit, wie sie sich fühlten, leidlich überein.

Eberhard konnte nur noch einen Tag in Lindenthal bleiben, dann war sein Urlaub abgelaufen, und

er mußte nach Frankfurt zurückkehren. Für ihn und Asta war dies nun doch eine Erleichterung, Fränzchen aber vermochte kaum ihre tiefe Betrübniß zu beherrschen. Sie klagte nicht wie sonst mit allerhand närrisch übertriebenen Scherzreden, ja, sie suchte sogar ihr Weh zu verbergen, aber Asta sah, wie ihr Blick den treuen Schützer und Reisegefährten verfolgte, wie das frische Gesichtchen blaß wurde, und wie sie, nachdem Eberhard abgefahren war, in ihr Zimmer hinauf eilte, sich einschloß und erst nach Stunden verweint wieder zum Vorschein kam.

Die kecke Kleine war viel mädchenhafter geworden, sie saß gern bei ihrem Vater und zeigte sich für alle Unterweisungen zugänglicher als früher, so daß die Dornée meinte, etwas habe der Aufenthalt bei Madame Sacquin doch genützt. Die alte Dame schrieb der Pensionsvorsteherin, daß wegen der Krankheit des Herrn von Bernsbach der Tochter Rückkehr erwünscht gewesen wäre. Franziska bitte um Entschuldigung, daß sie ohne ihre Erlaubniß gegangen

sei, sie nur mittels Zettel benachrichtigt, und mit dem Vetter die Heimreise angetreten habe.

Asta zögerte nicht, ihren Vater und die Dornée von der Aufhebung ihrer Verlobung in Kenntniß zu setzen. Beide waren sehr überrascht. Es sah Asta garnicht ähnlich, daß sie eines kleinen Zwistes halber ihr Verhältniß zu dem liebenswürdigen Vetter lösen würde. Sie ließ sich aber auf nähere Angaben nicht ein, sondern sagte nur, sie hätten Beide erkannt, daß große Verschiedenheit des ganzen Wesens und aller Lebensanschauungen sie hindere, miteinander glücklich zu werden. Weil nun die Ungleichheit der beiden Naturen auf der Hand lag, konnte man nichts dagegen einwenden, besonders nicht, da die getrennte Braut sich zufrieden und heiter zeigte.

Seebohm hatte sich in der letzten Zeit Astas Benehmen gegen ihn nicht zu erklären gewußt. Konnte denn dies herzliche Verhalten nur Dankbarkeit sein, weil er den Rittmeister gepflegt hatte? Sie war ja an ihres Vaters Krankenbett schon so vertrauensvoll gegen ihn gewesen. Oder wollte sie ein nur freund=

liches Verhältniß herstellen und verschmähte die frühere Zurückhaltung, weil er um ihre Verlobung wußte? Er litt unter diesen Rätselfragen.

So genau er nun auch ihren Verkehr mit dem Vetter beobachtet hatte, glaubte er doch, solch ein kühles Brautpaar wie diese Beiden noch nicht gesehen zu haben. Es war ihm fast so vorgekommen, als seien sie sich ausgewichen, ja, er hatte sogar gemeint in Astas Blick, wenn derselbe auf den Lieutenant gefallen, jene kühle Ablehnung zu gewahren, die er nur zu gut kannte. Wie offen und freundlich sah sie ihn dagegen an!

Bernsbach hatte wieder von der Notwendigkeit gesprochen, da er nun hergestellt sei, an den Umzug zu denken. Konnte Seebohm sich sein Lebensglück ohne noch einmal darum zu ringen, entreißen lassen? Gewißheit mußte er haben, ob in den heimlichen Beziehungen etwas verschoben sei, und so suchte er nach einer Gelegenheit, offen mit Asta zu reden.

Die Familie war jetzt wieder vollzählig zusammen, auch der Rittmeister aß mit am Tische, und da Frau

von Bernsbach lange im Kreise der Ihren gefehlt hatte, schien keine Lücke entstanden zu sein. Fränzchen saß jetzt zwischen den Brüdern und versorgte diese ganz hausmütterlich. Der Vater wollte Asta oben am Tische neben sich, an Blankas Stelle sehen, so hatte sie ihren Platz zwischen den beiden Herren gefunden.

Fränzchen warf die Frage auf, ob Eberhard wohl zu Weihnachten zu ihnen nach Berlin kommen werde. Die Möglichkeit wurde hin und her besprochen und von Asta wieder sonderbar ablehnend behandelt, während die Schwester Feuer und Flamme dafür war. Da sagte Seebohm halblaut zu Asta: „Sie wünschen den Herrn Lieutenant nicht bei sich zu sehen?"

Sie schlug die Augen nieder und flüsterte: „nein, ich wünsche es nicht."

„Ihren Verlobten? Hat sich das Verhältniß geändert?"

„Ja," hauchte sie mit Purpurröte übergossen, „das hat es."

Er mußte sich zusammennehmen, nicht mit einem

Schrei des Entzückens empor zu fahren, und es erleichterte ihn wesentlich, daß man gleich hiernach aufstand. Hastig reichte er Asta die Hand und flüsterte: „ich muß Sie allein sprechen.“

„In einer Stunde hier,“ entgegnete sie und wandte sich erglühend ab.

Der Vater schlief nach Tisch in Astas Stübchen, das ihm sehr behaglich war, die Brüder gingen zum Unterricht nach dem Lindenstein, und Fränzchen las oben der Dornée französisch vor, so wußte Asta, daß sie ungestört sein werde.

Noch war keine Stunde verstrichen, so saß sie mit ihrer Arbeit am Fenster des Eßzimmers, ihre Pulse flogen, sie konnte die Nadel nicht halten, und ihr Blick schweifte immer wieder mit Sehnen und Zagen über den mittaglich leeren Hofplatz hinaus, den er im nächsten Augenblick überschreiten konnte.

In der kürzesten Spanne Zeit drängte sich das Bild ihres Verhältnisses, wie es sich seit dem Juni entwickelt, vor ihrem geistigen Auge zusammen.

Wie hatte sie sich seiner erwehrt. Mit welchem

Widerwillen, welchem Haß, war sie ihm entgegen getreten, wie schwer hatte sie sich's erlaubt, ihn zu schätzen, und wie übermächtig war ihre Anerkennung, ihre Empfindung für ihn geworden!

Sie gestand es sich jetzt, daß die Verlobung mit Eberhard ein Irrtum, eine unbewußte Flucht vor der aufkeimenden Liebe zu dem gewesen, den sie zu verabscheuen gemeint — dem sie ausweichen gewollt. Ihre Gegenwehr, ihr Haß, waren Ergebnisse ihres Willens, nicht ihres Gefühls gewesen. Ihre volle Sympathie hatte von Anfang an, dessen wurde sie sich jetzt klar bewußt, ihm, dem Trefflichen, gegolten.

Und jetzt erschien ihr die Welt leer und farblos ohne ihn, nur bei ihm dünkte ihr alles in herrlichen Sonnenschein getaucht zu sein! In dem Gedanken, neben ihm zu stehen, für ihn und mit ihm zu wirken, lag all ihr Glück beschlossen.

Und nun konnte sich das Heißersehnte in den nächsten Minuten vollziehen; o, welch einer großen, köstlichen Stunde sie entgegen ging! Welch ein un-

verdienter Segen es war, daß ihr kindischer Trotz sie nicht um ihr Lebensglück betrogen! Wie sie bangte und zitterte vor seliger Scheu!

Seebohm ging mit starken Schritten in seinem kleinen Zimmer auf und ab, er hielt die Uhr in der Hand, und sein Blick fiel immer wieder auf den langsamen Zeiger. Er durfte sie nicht vor der bestimmten Zeit überfallen, sie mußte wissen, wann die Stunde eine ungestörte sein werde.

Und war diese sichere Erwartung einer herrlichen Erfüllung denn nicht schön? Er hatte sich noch nie im Leben so über alles Andere, Kleine hinausgehoben gefühlt, wie eben jetzt. Es war ja keine Täuschung, konnte keine Täuschung sein, ihre Verlobung war aufgehoben, ihre Worte, ihr Wesen ließen sich nicht anders deuten. Aufgehoben weshalb? Wenn Asta ihren Vetter geliebt hätte, würde das Verhältniß fortbestanden haben. Ein Mädchen wie Asta konnte kein Mann freiwillig aufgeben! Aber sie war ehrlich genug gewesen, ihr Wort zurück zu nehmen, wenn — ein Anderer — ihm schwindelte vor Glückseligkeit. Da

zeigte seine Uhr ihm die ersehnte Stunde, er durfte eilen, sich Gewißheit zu holen.

Wie war er über den Hof gekommen — wie geschah es, daß er plötzlich vor ihr stand?

„Asta — ist es wahr? Ist es möglich?“ Sie neigte sich ihm mit ausgestreckter Hand entgegen. Er riß sie in seine Arme, und wie zwei auflodernde Flammen, vom selben Luftzuge genährt, nun plötzlich vom Sturmwinde erfaßt ineinander schlagen, und zu einer verbunden gen Himmel lohen, so lag sie, die so lange Widerstrebende, an dieses Mannes Brust, von seinen Armen umfaßt, zwei hochklopfende Herzen zu gleichem Schlage vereint.

„Asta, meine Asta — ist es denn möglich, liebst Du mich wirklich?“

„Ja, Erdmann, ich liebe Dich!“

Welch' eine Stunde wonnigen Austausches, süßen Gekoses, innigster Empfindungen einer unzerreißbaren Zusammengehörigkeit! Rückerinnerungen an die Hauptpunkte ihrer Vergangenheit, scherzhafte Vorwürfe und Fragen, tiefes Erkennen des damals Mißverstandenen

und immer wieder und über Allem die süße Gewißheit der Gegenwart; es war ein Finden, das in solcher Wonne nur zwei so ernsten, festen Menschen wie diesen Beiden beschieden sein konnte.

Sie saßen neben einander in dem alten braunen Ecksopha, er hielt den Arm um sie gelegt, Asta lehnte den Kopf an seine Schulter, sie hatten so Welt und Zeit vergessen, als plötzlich — Lucie Dornée und Fränzchen zu der gewöhnten Kaffeestunde hereintraten.

Aber war es denn möglich — die gestrenge Asta in Seebohms Armen — die beiden Verfeindeten vereinigt — wie hatte sich dies Wunder zugetragen?

Staunen, herzliches Erklären, Freude und Glückwünsche folgten; aber so erwünscht diese Verbindung auch sein mochte, Mademoiselle Dornée stand doch davor, wie vor einem unlösbaren Rätsel.

War sie, die sich für eine scharfsichtige Menschenkennerin gehalten, nun schon wieder von einem großen Irrtum befangen gewesen? Die alte Erzieherin wurde irre an sich, und beschloß, künftig sehr vorsichtig zu werden.

Das Brautpaar ging zum Vater hinüber, um seinen Segen zu erbitten.

Wenn Bernsbach sich vom Schicksal eine Gunst hatte erflehen dürfen, so würde er nichts Besseres als diese Verbindung gewußt haben, für ihn konnte es keine größere Freude geben; aber wie hätte er bei Astas oft an den Tag gelegter Abneigung daran denken können?

Er war ja von Anfang an für Seebohm eingenommen gewesen. Jetzt liebte er ihn längst wie einen Sohn, und der Gedanke, sich von diesem treuen, fürsorglichen Menschen trennen zu müsser, hatte ihm sein Scheiden von Lindenthal schon lange erschwert.

„Meine Kinder — welch ein Glück bringt Ihr mir —“ stammelte der Rittmeister bewegt, „Gott schenke Euch die reichen Lebensfreuden, die Ihr verdient!“

Das junge Paar ging nun, mit dem verständigen Sinn, den Beide besaßen, daran, einen Zukunftsplan zu entwerfen.

Es war bald eine ausgemachte Sache, daß die Wohnung in Berlin nicht bezogen wurde. Seebohm

hatte die ganze Familie seiner Braut ins Herz geschlossen und bat, man solle in gewohnter Weise zusammen bleiben. Dieser Vorschlag erfreute alle, besonders fühlte der Rittmeister sich glücklich bei dem Gedanken, hier bei seiner Asta, bei dem neugewonnenen Sohne leben zu können. Die Knaben würden doch Ostern von Haus kommen, Fränzchen über kurz oder lang auch heiraten, dann war er doch nicht allein, sondern blieb für seine alten Tage bei seinen Lieblingen wohl aufgehoben; ein gar freundlicher Blick in die Zukunft!

Im Frühjahre sollte die Hochzeit des verlobten Paares, da man noch um Frau von Bernsbach trauerte, in aller Stille stattfinden, und Lucie Dornée, ihren Wünschen gemäß, in die Schweiz zurückkehren. Franziska mochte dann für erwachsen gelten, und sich ihrem Vater widmen.

Asta schrieb an Eberhard und teilte ihm selbst die neue Wendung ihres Geschickes mit. Er antwortete brüderlich herzlich, und konnte seinerseits auch etwas Erfreuliches melden.

Mademoiselle Valerie de Rambert, die ihr Testament in Frankfurt hinterlegt, hatte ihm 50,000 Francs vermacht, mit der freundlichen Hinzufügung, sie wisse, daß er seine Cousine liebe, und wünsche das Ihrige zu thun, um ihm die Erreichung seines Zieles zu erleichtern, sie habe viel Anteil an ihm genommen, und bitte ihn, sie in gutem Andenken zu behalten. „Außerdem ist das große Vermögen nach den verschiedensten Seiten verteilt,“ schrieb Eberhard, „der Neffe, Marquis Alphonso de Rambert, ist leer ausgegangen. Was mich betrifft, so glaube ich die reiche Gabe guten Muts annehmen zu können, besonders, da es mir vergönnt war, der lieben alten Dame in ihren letzten Lebenstagen treu zur Seite zu stehen.“

Zur Hochzeit war Eberhard nicht nach Lindenthal gekommen. Ein Gefühl der Beschämung Asta gegenüber, hatte ihn zurückgehalten. Im Herbst ließ er sich zuerst wieder dort sehen. Er war sich bewußt geworden, daß sein Herz ihn zu dem braunlockigen Kinde mit dem leichten Sinn, mit dem es sich so

reizend tändeln ließ, hinziehe. Die Ahnung der alten Freundin, daß er seine Cousine liebe, war ihm nachgegangen und hatte vielleicht das Ihrige zur Erkenntniß seines Herzenszustandes gethan. Fränzchen war seit der gemeinschaftlichen Reise so schön erblüht, sie war so heiter, so neckisch, der Lieutenant sah so deutlich, wie sehr er ihr gefiel; die Verlobung zwischen ihnen war fertig, ehe sie selbst recht wußten, wie ihnen geschehen, und auch dieser auf Gleichartigkeit beruhende Herzensbund erfreute sich des aufrichtigen Beifalls aller Angehörigen. Die kleine Braut hat nie erfahren, daß Eberhard einst mit Asta verlobt gewesen ist.

* * *

Asta und Seebohm, die ihre Hochzeitsreise in die Schweiz gemacht, und die Generalin von der Hardt am Genfer See besucht hatten, blieben in freundlichem brieflichen Verkehr mit Cäcilie und Lucie Dornée.

Nach einigen Jahren teilte die Generalin Asta mit, daß sie es ihr anheim gebe, ob ihre lieben

Kinder den abgelaufenen Pachtvertrag mit Hasselkamp über den Lindenstein erneuern, oder ob sie selbst dorthin ziehen wollten. Cäcilie habe das Gut der Tochter ihrer Wahl vermacht, und sie wünsche, ohne Asta und Seebohm gehört zu haben, keine bindende Verträge einzugehen.

Asta war tief gerührt und dankerfüllt; das Ehepaar überlegte die Sachlage und kam zu dem Entschluß, so lange, bis Otto reif sei, Lindenthal anzunehmen und dasselbe seinem Schwager abzukaufen, wolle man sich mit der Bewirtschaftung des kleinen Guts genügen, und also auf eine bestimmte Reihe von Jahren Hasselkamp die Pachtung lassen.

Jetzt ist der Lindenstein in alter Schönheit wiedererstanden, die Kinder von Asta und Seebohm spielen in dem herrlichen Park, und der Großvater, ein milder, heiterer Mann, nachdem der Druck seiner alten Schuld von ihm abgewälzt ist — genießt hier in einem glücklichen Familienkreise den Abend seines Lebens.

E n d e.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Decken, Auguste

Eine alte Schuld Roman von A. von der Elbe [-Auguste von der Decken.]

Bd.: 3

1890